



stimme

VON UND FÜR MINDERHEITEN

> lange Zeit in Österreich <

„WIDERSTAND“ – FORDERUNGEN ODER AUFFORDERUNGEN?

Die Wahlen sind geschlagen. Das Unwort „Sondierungsgespräch“ macht erneut seine mediale Runde. Wie vom letzten Mal gewohnt, melden sich auch die bekannten „Wendellektuellen“ zu Wort. Sie geben in Zeitungen Koalitionsempfehlungen ab, die mitunter ihren eigenen Rundumschlag-Polit-Beratungen von vor drei Jahren diametral entgegengesetzt sind und dennoch mit derselben Vehemenz und Selbstsicherheit vorgetragen werden. Und Kombinations-Slalom ist wieder einmal die öffentliche Königsdisziplin.

In dieser babylonischen Farbenverwirrung scheint die zivilgesellschaftliche Opposition, die sich vor zweieinhalb Jahren unter dem Motto „Widerstand“ formiert hatte, ausgeblendet. Ist sie schon im Winterschlaf? Wird sie sich aufrufen, wenn Schwarz-Blau eine Reinkarnation erlebt? Wird sich auch bei anderen möglichen Farbkombinationen eine zivilgesellschaftliche Opposition formieren? Etwa im Falle einer ÖVP-SPÖ-Regierung? Oder der – dieser Tage vielerseits herbeigesehnten – schwarz-grünen Koalition?

Der „Widerstand“ ist (war?), wie der Name schon sagt, keine einheitliche Bewegung, er hat kein klar dargelegtes Programm; darin liegt auch seine Stärke und Flexibilität. Doch genau diese Eigenschaft stellt auch seine Achillesferse dar. Als Protestbewegung gegen die Regierungsbeteiligung der Freiheitlichen Partei entstanden, formulierte der „Widerstand“ schon am ersten Tag seine Hauptforderung: Diese Regierung muß zurücktreten! Wenn wir es aber etwas haarspalterisch ausdrücken wollen, handelte es sich dabei weniger um eine Forderung als vielmehr um eine *Aufforderung*. Und eine *Aufforderung* zum Regierungsrücktritt schafft keine langfristige politische Bewegung, zumal

jede Regierung ohnehin nur auf Zeit existiert. Bereits im dritten Jahr hat sich das schwarz-blaue Chaos von selbst aufgelöst. Damit auch scheinbar der zum Rücktritt auffordernde „Widerstand“.

Ich denke, daß die zivilgesellschaftliche Opposition in ihrer heterogenen Zusammensetzung sehr wohl eine ganze Reihe von *Forderungen* zum Ausdruck gebracht hat. Sie konnten jedoch nicht die Prominenz ihrer *Aufforderung* erlangen. Der Grund hierfür liegt wohl in der Tatsache, daß keine der konkreten Forderungen eine so breite Basis gefunden hätte, die der Aufforderung beschieden war. Der gemeinsame Nenner einer solchen schicht- und gruppenübergreifender Opposition kann zumeist nur in negativer Form, als Reaktion und Contra, hergestellt werden. Der gemeinsame Nenner des „Widerstands“ war das Motto „Gegen diese Regierung“. Das hat Alt und Jung, Rot und Grün, Arbeitnehmerin und (so manchen) Arbeitgeber gemeinsam auf die Straße geführt. Interne Differenzen gab es aber bereits, sobald konkrete Forderungen ausgesprochen wurden. Den KennerInnen der „Szene“ wird sicherlich nicht entgangen sein, daß manche minoritären Gruppen, allen voran Volksgruppen- und MigrantInnenvereine, keinen sehr aktiven Platz im „Widerstand“ einnahmen. Daß eine zivilgesellschaftliche Opposition, die in erster Linie die „Ministerabilität“ des rassistischen und minderheitenfeindlichen Duktus ablehnt, gerade in den vom Rassismus und Minderheitenfeindlichkeit Betroffenen keine aktiven MitkämpferInnen gefunden hat, sollte zu denken geben. Darüber hinaus verweist es auf die Unterschiedlichkeit der Forderungen, die offensichtlich nicht durch bloße Antiparolen unter einen Hut zu bringen sind.

Und wiederum verweist es auf die Notwendigkeit einer *Politik der Allianz*:

einer Allianz, die innerhalb der Minderheiten wie unter allen zivilgesellschaftlichen Oppositionsgruppen geschlossen wird, um gemeinsame politische Ziele umzusetzen. Den ersten Schritt dafür bildet die Annäherung und Angleichung unterschiedlicher Forderungen auf der Basis struktureller Gesellschaftskritik. Forderungen gegen den Sozialabbau beispielsweise liegen keineswegs weit von den Forderungen nach Gleichberechtigung der Frauen und der „AusländerInnen“ auf dem Arbeitsplatz; der Kampf gegen Rassismus und Sexismus darf die behindertenfeindlichen und homophoben Gesellschaftsstrukturen nicht übersehen; die Anstrengungen der Volksgruppen gegen den Assimilationsdruck können nicht unabhängig von dem „Integrationszwang“ gedacht werden, dem die MigrantInnen ausgesetzt sind ... Und all diese Notwendigkeiten haben *strukturelle* Gründe. Solidarität und Allianz sind keine normativen Imperative; sie entspringen den strukturellen Zwängen und Machtmechanismen, mit denen all die aufgezählten Gruppen konfrontiert sind. Daher darf auch die kritische Artikulation dieser Zwänge nicht bei der politischen Farbenlehre haltmachen. Sie muß durch das Farbenspektrum zum „Herz der Finsternis“ vorstoßen, wo unterschiedliche Mechanismen der Unterdrückung und des Ausschlusses in ihrer Verwobenheit sichtbar werden.

Der „Widerstand“ hat dann eine zweite Chance, wenn er sich um Forderungen formiert, die Allianzen ermöglichen. Mit *Aufforderungen* gegen bestimmte Koalitionen hingegen kann er höchstens einige Wendellektuellen zufriedenstellen. Und das höchstens bis zu den nächsten Wahlen. Oder auch nicht.

Ja, Widerstand! Ist da jemand?

Hakan Gürses

impresum

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (Initiative Minderheiten). Medieninhaber und Verleger: Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Klostersgasse 6, A-6020 Innsbruck; Herausgeber: Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (Initiative Minderheiten), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/586 12 49-12, e-mail: initiative.minderheiten@chello.at; Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck, Tel. & Fax: 0512/586 783; Redaktion: Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/586 12 49-18, Fax: 586 82 17, e-mail: stimme@chello.at; Chefredakteur: Hakan Gürses; Redaktionelle Mitarbeit: Hikmet Kayahan (hk), Gerald K. Nitsche (gkn), Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Michael Oertl, Cornelia Kogoj, Beate Eder-Jordan, Gerd Valchars, Isabelle Bene; Ständige AutorInnen: Erwin Riess, Stefan Nicolini, Marinela Vecerik, Anita Konrad, Kahlauer, mh, ed, M. Fürst; Fotoredaktion: Mehmet Emir; Zeichnungen: Andreas Ohrenschall, Hakan Gürses; Graphische Gestaltung: schultz+schultz-Mediengestaltung; Herstellung (Repro & Druck): Drava Verlags- u. Druckgesellschaft m.b.H., Tarviser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/50 566; Verlags- und Erscheinungsort: Innsbruck; Verlagspostamt: 6020 Innsbruck. Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben. Aboverwaltung: Vida Bakondy (Redaktionsadresse); Jahresabo (4 Hefte): € 14,-; für Vereinsmitglieder kostenlos.

| | |
|---|----|
| Impresum | 2 |
| Die Zukunft wurde ins Gestern verlegt von Erich Demmer | 4 |
| Migration ins historische Gedächtnis rufen von Cornelia Kogoj | 6 |
| Zeitbilder und Leitlinien einer Ausstellung von August Gächter | 8 |
| Narrative Räume und Orte von Gangart | 10 |
| Anleitung zur Selbstermächtigung von L. Bratić, R. Höllwart und N. Sternfeld | 12 |
| Exekutive und Menschenrechte: (k)ein Widerspruch von Gerd Valchars | 13 |
| Wie Kinder spielerisch Sprachen lernen könn(t)en von Stefan Nicolini | 14 |
| „Die Situation der Roma in der Slowakei ist katastrophal“. Interview von Grace Latigo | 16 |
| Kulturen und Künste | 18 |
| Tips | 21 |
| Kahlauers Tagebuch | 23 |



Thema: >lange Zeit in Österreich<

Seit zwei Jahren arbeitet die *Initiative Minderheiten* an einem umfassenden Projekt, das die Unterzeichnung der Verträge zur Anwerbung von Arbeitskräften aus dem Ausland vor 40 Jahren als Anlaß nimmt. Eine mehrdimensionale Ausstellung, die im Frühjahr 2003 in der *Hauptbibliothek der Büchereien* in Wien zu erleben sein wird, setzt sich mit dieser 40jährigen Geschichte kritisch auseinander. Das Motto der Ausstellung mit dem Titel >lange Zeit in Österreich< lautet, daß die Geschichte der Arbeitsmigration einen Teil der österreichischen Geschichte darstellt. Die mittlerweile zum offiziellen „guten“ Ton gehörenden Floskeln „Sicherheitsproblem“ oder „Ausländerproblem“ können auch nicht

darüber hinwegtäuschen, daß die Arbeitsmigration nach Österreich nicht bloß zur „Fremdenangst“, sondern und vor allem zum Wohlstand dieses Landes beigetragen hat. Ein weiteres Ziel von >lange Zeit in Österreich< ist die Darstellung dieser 40 Jahre aus der Sicht der MigrantInnen selbst: nicht mehr als Gegenstand eines lauten Diskurses über die „Fremdheit“, sondern als ErzählerInnen von diesem Stück österreichischer und europäischer Geschichte.

Seit zwei Jahren arbeitet ein vielköpfiges Team an der Realisierung dieses anspruchsvollen Projekts. Das vorliegende Sonderheft der STIMME will sowohl die wichtigsten Ergebnisse dieser Arbeit dokumentieren, als auch eine

Vorschau auf >lange Zeit in Österreich< geben. Cornelia Kogoj (Projektleitung), August Gächter (wissenschaftlicher Leiter), Gangart (Gestaltung) und das Vermittlungsteam um das Büro *trafo.K* gewähren in ihren Thema-Beiträgen einen Einblick in die Konzeptuierung, Begründung und Zielsetzungen der Ausstellung.

Interview: Roma in der Slowakei

Das *roma.theater.exil* brachte zuletzt in Wien ein Stück über die Roma in der Slowakei. Im Gespräch mit der selbst aus der Slowakei stammenden Künstlerin Grace Latigo geben die slowakischen Roma-SchauspielerInnen des Ensembles ein Schreckensbild zur Situation der Roma in ihrem Land.

DIE ZUKUNFT WURDE INS GESTERN VERLEGT

von Erich Demmer

Seltsam, dieser Wahlkampf. Überraschend, dieses Wahlergebnis. Erstaunlich, diese Stimmung seither. Der Wahltriumph sieht verdächtig nach Pyrrhus-Sieg aus, hinter ordentlichen Oppositionsgewinnen lugt schon ein wenig der intellektuelle Offenbarungseid hervor. Melancholie liegt über dem Land, und das ist kein Wunder: das griechische Wort melos bedeutet schwarz.

Es wäre ein übles Nachkarten, die Abstimmung am 24. November als Föhnwahl zu bezeichnen, nur weil man vom Ergebnis enttäuscht ist (und wirklich abnorme Temperaturen herrschten). Es ist demokratisch zustande gekommen, und es wurde durch eine höhere Wahlbeteiligung als 1999 mit größerem Gewicht versehen. Trotzdem sollte man nicht sofort zur Tagesordnung übergehen und den zurückliegenden Wochen einige Gedanken widmen.

Das Phänomen des aktiven Rücktritts

Politik scheint in Österreich nicht den üblichen Gesetzen zu gehorchen. Daß ein in seiner Kompetenz äußerst fraglicher Finanzminister überaus populär ist, weil er ein ideales Schwiegersohnimage hat, könnte man noch genauso hinnehmen wie die Beliebtheit einer Außenministerin, deren Erfolglosigkeit mit ihrer Blasiertheit korrespondiert: ihr sieht und hört man an, daß sie am liebsten in einem Fünfzigerjahre-Film die Paula Wessely spielen will, die gerade eine Habsburgerin spielt.

Unerklärlich aber ist, daß ein nicht wirklich bewunderter Politiker wie Schüssel den üblichen Kanzlerbonus erst lukriert, wenn er von diesem Amt zurücktritt, in Neuwahlen geht und somit das Scheitern der von ihm mit Jörg Haider gezeimerten Regierung offen zuge-

steht. Schüssel hat getrickt, um in dieses Amt zu kommen, und danach zu allem geschwiegen, was an Skandalösem von seinem Regierungspartner kam. Vielleicht war es das verblüffende Element der Ehrlichkeit, nicht mehr weitermachen zu können wie bisher, das dem Wahlvolk plötzlich Handlungskompetenz vermittelte.

Plötzlich war aus dem kritisierten Schweigekanzler der kleine Prinz und die Hoffnung Österreich geworden, der alle Schwachstellen seiner Partei überstrahlte und wirklich dringende Fragen nach der Zukunft des Landes ganz einfach beiseite wischen konnte. Daß dann der Wahlkampf dazu noch mit einer Menge von Halbwahrheiten, Lüge und Schabigkeiten geführt wurde, hat zum Erfolg ebenfalls beigetragen.

Das Besenphänomen

Es ist mir erstmals vor einigen Jahren aufgefallen. Damals war die Landesspitze der FPÖ in internen Intrigen zerfleischt, so sehr, daß aus Wien die damals noch überaus haidertreue Susanne Riess-Passer wie eine Furie nach Salzburg fuhr und alle Funktionäre einfach aus der Partei schmiß, angefangen beim – durchaus drolligen – Landesobmann Karl Schnell (der sie darob mit dem Spitznamen „Königskobra“ bedachte). Erst nachdem hunderte Funktionäre ihre demütigenden Kottaus verrichtet hatten, wurden sie wieder

in die Gnade aufgenommen. Üblicherweise wären solche Personen als Politiker anschließend erledigt, doch einige Monate später erreichten sie bei Landtagswahlen ungefähr 30 Prozent der Stimmen. Und diese Stimmen sind nur durch eine Stimmung im Lande erreichbar gewesen, bei der der Verdruß alle rationalen Entscheidungsmöglichkeiten überlagert. Und das ist die Situation, in der eine Partei einen Klobesen als Spitzenkandidaten aufstellen und dennoch gewinnen kann. Nicht daß Wolfgang Schüssel in Wirklichkeit ein Klobesen ist, aber ...

Das Supermarktschlange-Phänomen

Fast jeder kennt die Situation: Vor der einzigen geöffneten Kassa eines Supermarkts hat sich eine Schlange von über 20 Käufern gebildet. Die Kassierin, die nur die ersten paar Kunden sieht, hätte bei der Kassa eine Klingel, um Verstärkung anzufordern, und wäre auch bereit dazu. Weit hinten im Laden schlichtet weiteres Personal neue Ware ein und wäre durchaus geneigt, an einer zusätzlich geöffneten Kassa den Dienst zu verrichten. Langsam wächst der Unmut in den hinteren Rängen. Aber wenn der 19. Wartende in der Schlange aus 15 Metern ruft: „Könnte man bitte eine zweite Kassa aufmachen?!“, wird dieses Anliegen von den weiter vorne Stehenden nicht weitergegeben – im Gegenteil: zehn grinsende Gesichter am Kopf der Schlange drehen sich um und wollen genau sehen, vor wem sie ihr Privileg des Bald-dran-Kommens genießen. Nicht einmal diese minimale Solidarisierung ist in unserer Gesellschaft möglich. Auch wenn das geschilderte Problem eher kurios als gewichtig ist: Wir ÖsterreicherInnen haben die soziale Thatcherisierung ganz ohne Maggie Thatcher geschafft. Noch spüren sie hauptsächlich Minderheiten und aus Arbeitsmarkt und Sozialbetreuung ausgegrenzte Menschen. Aber bald schon weht der Eisshauch an Mittelstandstüren. Man sollte meinen, daß all dies der Sozialdemokratie starke Argumente für ihren Wahlkampf liefern müßte.

Das Phänomen der geschützten Werkstätte

Die SPÖ hat in den siebziger Jahren, in der Kreisky-Zeit, unzweifelhaft positive

Veränderungen für Österreich bewirkt und danach in Koalitionen mit der damals in Richtung Liberalismus befindlichen FPÖ und dann der ÖVP lust- und einfalllos dahinregiert. Von Jugendseite zu strömende engagierte Intelligenz wurde nicht für die Parteiarbeit gewonnen und damit Veränderungsbereitschaft signalisiert, sondern aus den Sektionslokalen möglichst rasch wieder hinausgebissen – wenigstens ermöglichte dies das Aufkommen neuer sozialer Bewegungen wie der Grünen und außerparlamentarischer Gruppierungen wie Amnesty International Österreich, Greenpeace, Global 2000 oder SOS-Mitmensch. Geblieben ist die Kinder- und Enkelgeneration von in den fünfziger Jahren verdienten Aktivisten aus Gewerkschaft, Arbeiterkammer, Stadtverwaltung und Sozialversicherungen. Die unten schnapsten in den Sektionslokalen, und die oben schnapsten sich die Parteiführungen aus: Jeder gescheiterte oder amtsmüde Parteiobmann konnte seinen Nachfolger bestimmen: Sinowatz den Kleiderschrank Vranitzky, Vranitzky den Zähneblecker Klima, Klima den Überraschungskandidaten Gusenbauer. Auf den Parteitag wurden Gegenkandidaturen vermieden (und damit auch Richtungsdiskussionen), der Mythos der Einigkeit beschworen und damit jede Aufbruchsstimmung abgewürgt.

Alfred Gusenbauer, der ein kluger Kopf ist, wird das wohl wissen, aber er hat das Ruder nicht herumreißen können. Katastrophal war der Wahlkampf, den die Genossen lieferten. Während jugendliche Schlüssel-Aktivisten in Wien vor der Wahl das Straßenbild bestimmten, igelten sich die Genossen in einem Containerdorf ein, auf das halb Österreich schimpfte (natürlich ohne es überhaupt gesehen zu haben). Das darin werkende Wahlkampfteam gefiel sich in Selbstverwaltung unter dem Motto „Sollen wir vielleicht sogar den Arsch vom Sessel heben, nur damit ihr da draußen uns wählts?“ und empfand die allgemeine Sehnsucht nach einem „politischen“ und aktiven Wahlkampfteam als persönliche Zumutung. Die Slogans auf den Wahlplakaten waren heillos dumpf, die Porträts unvorteilhaft. Die seit langem beschlossene Frauenquote wurde wieder nicht erreicht. Mit der Präsentation der (persönlich sympathischen) Gertraud Knoll wurde das Tabu der Trennung von Kirche und Staat schwer beschädigt – wie die Existenz der Kandidatin, der ein sicheres Mandat verwehrt wurde. Ein solches hat aber, Überraschung, Überraschung, der ÖGB-Präsident Fritz Verzetnitsch ergattert, der in seinem Bereich, nach seiner Abwürgung der Aufbruchseuphorie durch die ÖGB-Urabstimmung, wohl genug für seine Mitglieder zu tun hätte. Mit einem solchen Personal kann man auf Halloween- und Krampusfeiern reüssieren, aber



Noch immer mehr als eine leere Worthülse: die internationale Solidarität

nicht bei einer Wahl. Und daß nach dieser der Wiener SP-Spitzenkandidat Petritsch zurücktrat (warum hatte Ulli Sima nicht von Anfang an ein sicheres Mandat?) und Wahlversprechen zurückgenommen werden, ist eigentlich eine Bitte der SPÖ an ihre Mitglieder, die Parteibücher zurückzuschicken: Wir sind eine geschützte Werkstätte in der Löwelstraße und wollen von der Wirklichkeit nicht gestört werden.

Das „Wir sind schon wer“-Phänomen

Bei vielen Aussteigern ist es üblich, daß sie alle Hinweise auf ihre Herkunft vermeiden. Die Grünen haben sich früher durch witzige Aktionen, die verdrängte Themen über die allgemeine Wahrnehmungsschwelle hoben, viele Sympathisanten verschafft. Diesmal war es anders. Die grüne Vize-Obfrau Eva Glawischnig erweckte den Eindruck, ihre Hauptsorge gelte der Entscheidung, welches Ministeramt sie bekleiden wolle. Die seminaristischen Wortgirlanden von Spitzenkandidat Alexander van der Bellen blieben in der Luft hängen und fanden kein Ziel. Auf der Hand liegende Themen wie Verkehrslawine, Entsolidarisierung, die systemgefährdende Übermacht von Wirtschaftsmammut wie Hans Dichand oder Frank Stronach, die Verteilungsdiskussion zwischen Arm und Reich, Alt und Jung, Privat und Staat, Minderheiten und Mehrheiten wurden streng vermieden.

Das Königskleider-Phänomen

Im Wahlkampf sind alle Parteien mit großem Getöse durch die Lande gezogen und haben beteuert, was sie alles gestalten würden, wenn man sie nur wühle. Die Wählerschaft ist davon nicht sehr überzeugt. Instinktiv spüren die Menschen, was üblicherweise schamhaft bemäntelt wird: Politiker können

nicht viel mehr als Kanaldeckel eröffnen und Pokale bei Feuerwehrfesten überreichen. Die reale Macht liegt bei der Wirtschaft, die in Zeiten einer allgemeinen Globalisierung immer ungestörter ihre betriebswirtschaftlichen Zielvorstellungen in die gesellschaftliche Normalität einpflanzen kann, und ein wenig noch bei supranationalen Gebilden wie der EU. Wenn das so ist, denkt sich da der Wähler oder die Wählerin, ist es eigentlich eh ganz wurscht, wen ich wähle. Und hat damit fast nicht ganz Unrecht.

Das „Verkaufte mei Gwaund“-Phänomen

In der mürrischen Grundstimmung, man könne ohnehin keine Verbesserung der Zustände bewirken, geht dann das Volk einmal zur Wahlurne, um umso berechtigter vier Jahre „auf die da oben“ schimpfen zu können. Die Folgen sind weitere Entpolitisierung und Entsolidarisierung. Aber Wurschtigkeit, Lethargie und Rückzug in den eigenen Schreiber- und Strebergarten sind dann eine weitere Drehung der Schraube auf dem Weg nach unten, eine Fortsetzung der von oben geförderten Entkernung der Realität und ihre Ersetzung durch genehme Schönbilder und gesteuerte Images.

P.S. Wenn wir uns anschauen, wer Wolfgang Schüssel zum Wahlsieg gratuliert hat, können wir uns trösten, noch halbwegs davongekommen zu sein: der Wahlschummler George W. Bush (rüstet heftig zum Erdölkrieg) und der in seiner Heimat zahlreicher Verbrechen angeklagte Silvio Berlusconi (hat gerade entlassenen Fiat-Arbeitern die Schwarzarbeit dringend empfohlen). Aber müssen wir dafür wirklich, wie die ÖVP-Gräfin Rauch-Kallat in einer ersten Reaktion auf das Ergebnis jubilierte, „Gott und Wolfgang Schüssel danken“?



Ungebetener Lokalauschein im Haupt-Ministerium

Fotos: Mehmet Emir

MIGRATION INS HISTORISCHE GEDÄCHTNIS RUFEN

von Cornelia Kogoj

Die von der Initiative Minderheiten organisierte und kuratierte Ausstellung >lange Zeit in Österreich< befaßt sich mit der Einwanderung, den MigrantInnen und der österreichischen Gesellschaft – 40 Jahre nach Beginn der Anwerbung von Arbeitskräften im Ausland. Ein Überblick.

Im Frühjahr 2000 wurde die *Initiative Minderheiten* von den InitiatorInnen Cemalettin Efe und Andrea Jantschko angesprochen, Trägerorganisation für eine Ausstellung zu sein, die das bisher „verdrängte Kapitel der Arbeitsmigration in Österreich seit Anfang der sechziger Jahre“ (Cemalettin Efe)¹ thematisieren sollte. Für die *Initiative Minderheiten*, die seit mehr als zehn Jahren für eine minderheitengerechte Gesellschaft eintritt – in der individuelle Lebensentwürfe unabhängig von Merkmalen wie ethnischer, sozialer oder religiöser Zugehörigkeit, sexueller Orientierung oder Behinderung als gleichberechtigt und gleichwertig anerkannt sind –, war es klar, daß diese Ausstellung einen kritischen Diskussionsbeitrag im öffentlichen Raum liefern und konkrete Forderungen an die politischen Verantwortlichen stellen sollte. So wurde in den letzten zwei Jahren mit allen Mitteln daran gearbeitet, gemäß diesem anspruchsvollen Ziel die Ausstellung >lange Zeit in Österreich< zu realisieren; ein vielpöpfiges Ausstellungsteam wurde zusammengestellt, ein wissenschaftlicher Beirat eingerichtet und ein detailliertes Konzept ausgearbeitet.

Der kreative Umgang mit den Bedingungen

Die Ausstellung >lange Zeit in Österreich<, die im Mai 2003 sechs Wochen lang in der *Hauptbibliothek der Büchereien* am Urban-Loritz-Platz in Wien zu sehen sein wird, befaßt sich mit der Arbeitsmigration nach Österreich seit den sechziger Jahren und mit deren Folgeerscheinungen für die österreichische Gesellschaft. Diese Geschichte wird ausgehend „von Orten erzählt, die für die MigrantInnen wichtig sind und waren“ (Simonetta Ferfaglia). Anhand dieser Orte werden Biographien, soziale und politische Bedingungen und strukturelle Zusammenhänge in Österreich sowie in den Herkunftsländern dargestellt. Vor allem aber werden Geschichten erzählt; Geschichten, die eines erkennbar machen: daß MigrantInnen, als handelnde Subjekte, mit den Rahmenbedingungen, die sie vorgefunden haben, unterschiedlich, meist aber sehr kreativ umgegangen sind und es weiterhin tun.

1962 begann Österreich, Arbeitskräfte zuerst aus Spanien, später der

Türkei und Jugoslawien aktiv anzuwerben. Es wurden Anwerbeverträge mit den genannten Staaten unterzeichnet, die den Beginn des sog. „Gastarbeiterturns“ markieren. Österreich entwickelte sich in diesen vier Jahrzehnten nicht zuletzt aufgrund dieser Arbeitskräfte zu einer Wohlstandsgesellschaft. Die sichtbaren Folgen dieses Prozesses stellen eine „noch nie dagewesene wissenschaftliche, politische und mediale Fokussierung der („kulturellen“) Unterschiede zwischen MigrantInnen und der ‚einheimischen‘ Bevölkerung, welche – je nach politischer Couleur der Betrachtenden – als Konfliktpotential resp. als kulturelle Bereicherung betrachtet wurden, und nahezu unablässige Novellierungen der ‚Fremden-‘ und Asylgesetze dar“ (Hakan Gürses). Eher unsichtbar blieben hingegen die Folgen für die MigrantInnen selbst. Es ist daher an der Zeit, die letzten 40 Jahre als einen Teil der Geschichte dieses Landes zu betrachten, um auch „nach der Mitverantwortung aller österreichischen BürgerInnen für die aktuelle politische Entwicklung zu fragen“ (Anna Kowalska).

Die Ausstellung besteht aus drei Teilen: aus einem historischen Dokumentationsteil (Fotos, Plakate, Zeitzeugeninterviews etc.); aus Projekten, die gegenwartsbezogene Fragestellungen aufwerfen; und Veranstaltungen, die sich nicht nur auf die Räumlichkeiten der Bibliothek beschränken, sondern Kinos, Universitäten, Vereinslokale und Medien mit einbeziehen und somit den gesamten städtischen Raum umfassen (siehe auch den Artikel auf S. 10 & 11).

Aufnahme ins kulturelle und historische Gedächtnis

Wie lassen sich die „Geschichten“ in die Form einer Ausstellung übersetzen? Welche Repräsentations- und Darstellungsformen können gewählt werden, um diesen Zeitraum auf eine adäquate Weise sichtbar zu machen? Und wie sind kulturalistische Vereinnahmungen von MigrantInnen-Communities, die von der globalen Massenkultur oftmals als „Differenzreservoir einverleibt“² werden, zu umgehen?

Bei diesen Fragen setzt der Dokumentationsteil, der den Kern der Ausstellung bildet, ein. Er enthält Fragmente dieser Geschichte und umfaßt den

Zeitraum von Anfang der 60er Jahre bis heute.

Ausstellungsort der Dokumentation ist die neue Wiener Hauptbibliothek. Als öffentliche Institution, deren Aufgabe unter anderem darin besteht, das Wissen einer Gesellschaft zu archivieren, bietet sie die Möglichkeit, das Thema Migration in das kulturelle, historische Gedächtnis aufzunehmen. Trotz 40 Jahren aktiver Migrationserfahrungen gibt es in Österreich nämlich so gut wie keinen institutionalisierten Diskurs darüber. Doch die Aufnahme in eine Gemeinschaft erfolgt unter anderem – neben der Ausstattung der Aufgenommenen mit politischen und sozialen Rechten – auch über die Aufnahme in das kulturelle Gedächtnis.

Den Ausgangspunkt der Ausstellung bilden Orte: Vereinslokale von MigrantInnen, Wohnheime, Fabriken, Anwerbestellen etc. in Wien, Niederösterreich, Vorarlberg, Istanbul und Belgrad; Orte, an denen diese Geschichte geschrieben wurde. Objekte, die an diesen Orten gefunden werden und auf diese weisen, bilden die Grundlage der Recherche. Fotos, Plakate, Zeitungsartikel, Tonträger machen den Kern der Recherche aus, der als strukturierendes Prinzip der übrigen Materialien (Zeitzeugeninterviews etc.) fungiert. An diesem Kern-Material sind zweierlei Ebenen ablesbar, die einen zeitlichen und gesellschaftlichen Wandel sichtbar machen: eine politisch-strukturelle und eine persönlich-individuelle Ebene.

Diese einzelnen Bereiche der Ausstellung werden in einen gesamthistorischen und -politischen Kontext gestellt, in dem Fakten erörtert, Begriffsklärungen vorgenommen und konkrete Forderungen an die politischen Verantwortlichen gerichtet werden.

Projekte als Gegenwartsbezug

Der Gegenwartsbezug der Migrationsgeschichte wird anhand von Projekten dargestellt: Projekte von MigrantInnen und zur Migration sowie Kunstprojekte, die mit Bezug auf den historischen Teil der Ausstellung kontextualisiert werden und eine Repräsentationsform in der Ausstellung finden.

In den drei partizipativen Jugendprojekten (*dezentrale medien*, „Aufsätze erzählen“ sowie in einem Projekt mit

trafo.K und *Back Bone*) wird danach gefragt, wie die Kinder der ehemaligen ZuwandererInnen, die sog. Zweite Generation, mit den Bedingungen, in die sie hineingeboren wurden, umgehen – welche Strategien sie entwickeln, welche Vorstellungen sie haben, welchen Ausschlußmechanismen sie unterworfen sind und welche (politischen) Forderungen sie stellen.

Die Projektgruppe *dezentrale medien* versteht die Lebensrealität aller ihrer TeilnehmerInnen als Mittel zur Aneignung von Wissen und Fähigkeiten. So wurden im Projekt, das sich vor allem an jugendliche MigrantInnen richtete, versucht, unterschiedliche Lebensentwürfe der Jugendlichen mittels Homepage und Film zu visualisieren. Das Projekt basiert auf Austausch von unterschiedlichen sozialen, ästhetischen und technischen Erfahrungen. Ziel der Zusammenarbeit ist die Schaffung eines gemeinsamen Raumes, die Artikulation von Meinungen, eine fundierte Ausbildung und die gesellschaftliche Integration nach eigenen Vorstellungen und individuellen Bedürfnissen.

Während *dezentrale medien* ganz bewußt wenige Vorgaben an die Jugendlichen macht, erhebt das Projekt von *trafo.K* in Kooperation mit *Back Bone* den Anspruch, eine Auseinandersetzung von jugendlichen MigrantInnen mit der Geschichte und Politik der Migration nach Österreich anzuregen. Bei diesem Projekt sind neben historischen Zusammenhängen auch strukturelle Bedingungen das Thema. Es soll ein Prozeß in Gang gesetzt werden, der den Jugendlichen Mut machen soll, sich mit der eigenen Geschichte und Lage auseinanderzusetzen (vgl. auch den Artikel auf S. 12).

Ein Teil der österreichischen Geschichte

Im Projekt „Aufsätze erzählen“ wird davon ausgegangen, daß sich die gesellschaftliche Entwicklung der letzten 40 Jahre nirgends so deutlich widerspiegelt wie in den Klassenzimmern. Schulen mit MigrantInnenkindern reflektieren die gesellschaftliche Realität: das

permanente Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunft, Sprachen und Kulturen. Daher wurden in Zusammenarbeit mit der Volksschule Darwingasse im 2. Wiener Gemeindebezirk Aufsatzthemen an die SchülerInnen vergeben, die ihre persönliche Lebenssituation spiegeln (Projektleitung: Ursula Hermann).

Einblick in den Alltag von Frauen aus allen Teilen der Welt, die aus Gründen der Armut und Gewalt nach Österreich eingewandert sind, gibt ein Film von Ruth Mader in Zusammenarbeit mit der Migrantinnenberatungsstelle *Peregrina* und *bonus film*. Der Film zeigt, mit welchen Problemen diese Frauen zu kämpfen haben, die Strategien, die sie entwickeln, um zurechtzukommen und um zu überleben. „Er setzt auf die Kraft der Bilder, ist atmosphärisch und visuell. Auf Kommentare und Interviews wird möglichst verzichtet“ (Ruth Mader).

Eine Filmreihe in Kooperation mit dem *Filmarchiv Austria* zeigt ebenfalls Orte, an denen Migration sichtbar wird, und unterstreicht mit Filmen wie „Der Bus“ von Tunç Okan oder „Auf der Strecke“ von Lukas Stepanik den transnationalen Charakter dieser Ausstellung.

>lange Zeit in Österreich< stellt Geschichte als einen Prozeß dar, in dem sich Machtformationen und Spielregeln konstituierten, die Auswirkungen bis in die Gegenwart haben. Als Gegenerzählungen zu den bisherigen Diskursen – „in der Sozialwissenschaft als ökonomisch bedingte Bevölkerungsanalyse und in den Medien als skandalumwitterte Fremdenschau“ (Ljubomir Bratic) – erhebt >lange Zeit in Österreich< den Anspruch, das Leben von MigrantInnen und die Rahmenbedingungen, denen sie unterworfen sind, in ihrer Differenziertheit und so anschaulich wie möglich zum Ausdruck zu bringen. Und diesen Zeitraum von mittlerweile über 40 Jahren als Teil der österreichischen Geschichte zu betrachten.

Cornelia Kogoj ist Generalsekretärin der Initiative Minderheiten und Leiterin der Ausstellung >lange Zeit in Österreich<.

¹ Alle Zitate – mit einer Ausnahme, siehe Fußnote 2 – sind den Konzepten von und Gesprächen mit den AusstellungsmacherInnen entnommen.

² Mark Terkessides (2002): Vertretung, Darstellung, Vorstellung. Der Kampf der MigrantInnen um Repräsentation. Verfügbar unter: <http://www.eipcp.net/diskurs/d02/text/terkessides01.html>, 27. 11. 2002.



ZEITBILDER UND LEITLINIEN EINER AUSSTELLUNG

von August Gächter

Die Verlegung der Anwerbetätigkeiten ins Ausland Anfang der 1960er Jahre bildete die Fortsetzung der schon länger andauernden Anwerbung von Arbeitskräften aus den agrarischen Randgebieten im Inland für die Industriezentren zwischen Rhein und Donau. Von selbst, ohne Zutun österreichischer Stellen, wäre es zu keiner Einwanderung gekommen. Diese Tatsache soll in der Ausstellung >lange Zeit in Österreich< ihren Ausdruck finden. Ein Grundsatzkatalog.

Zeitmarkierungen

Im Jahr 1962 trat die erste Anwerbevereinbarung mit Spanien in Kraft. Es folgten Abkommen mit der Türkei 1964 und mit dem damaligen Jugoslawien 1966. In den Jahren 1971 bis 1973 wurden auf Basis einer Übereinkunft zwischen österreichischen und tunesischen Stellen auch in Tunesien ArbeiterInnen angeworben. Mit den Regierungen und Sozialpartnern von mehreren anderen Ländern, darunter Griechenland, Italien und kurz auch die Tschechoslowakei, gab es Gespräche oder Verhandlungen, die aber im Sand verliefen.

Dem war, quasi als Pilotprojekt, schon 1961 ein erstes, zwischen den Sozialpartnern für die Baubranche vereinbartes Kontingent von – wie es damals hieß – „Fremdarbeitern“ vorausgegangen. Es umfaßte 7300 Menschen, wurde aber nur zu etwa einem Viertel ausgeschöpft. Die Verlegung der eigentlichen Anwerbetätigkeiten ins Ausland bildete die Fortsetzung der schon länger andauernden Anwerbung von Arbeitskräften aus den agrarischen Randgebieten im Inland für die industriellen Zentren zwischen Rhein und Donau.

Die formale Anwerbung auf der Basis dieser Verträge erlangte keinen großen zahlenmäßigen Anteil an der Einwanderung nach Österreich. Die Verträge markieren aber tatsächlich ihren Beginn. Von selbst, ohne Zutun österreichischer Stellen, wäre es zu keiner Einwanderung gekommen.

Diese 40 Jahre sind auch die Periode, in der sich Österreich zur Wohlstandsgesellschaft entwickelte. Diese

Gleichzeitigkeit und der damit verbundene starke Wandel der Rahmenbedingungen für Einwanderung und für die Einwanderer/innen sollen nicht übersehen werden.

Grundsätze: Integration in die Gemeinschaften?

1) Max Frischs berühmter Satz, man habe Arbeitskräfte gerufen, aber Menschen seien gekommen, kann kaum mehr wiederholt werden. Er wurde zu oft gehört, um noch zum Nachdenken über seinen tieferen Sinn anzuregen. Dennoch, in anderen Worten, vor allem aber in Bildern und Aktivitäten, wird die Ausstellung die MigrantInnen als Individuen zur Geltung bringen. Ein Grundsatz für das Vorhaben lautet daher: Die Versuche des politischen und wirtschaftlichen Systems, die selbstverständliche Subjektivität der Menschen zu untergraben und sie zu Objekten zu reduzieren, soll gezeigt und erlebbar gemacht werden.

2) In einer eigentümlichen Verkehren nimmt die wohlhabende österreichische Gesellschaft die „Einwanderung“ als etwas für sie selbst Besonderes und als Ausnahme wahr und nimmt sie andererseits als völlig normalen, alltäglichen Akt für die Einwanderer/innen an. Jeweils das Gegenteil ist der Fall. Doch auch wenn die Migration für die einzelnen eine gewaltige biografische Ausnahme darstellt, so versuchen MigrantInnen so viel Normalität wie möglich herzustellen. Die Strategien des Normalseins, entgegen der Abstempelung als „fremd“, sollen hier zum Ausdruck kommen. Das Normale in der Ausnahme zu zeigen, ist daher eine wichtige Leitlinie für die Ausstellung.

3) Integration ist auf zwei Ebenen vorstellbar: auf jener der *Gesellschaft* und jener der *Gemeinschaft*. Die Integration in die Gesellschaft erfolgt anonym. Eine Person bekommt eine Position, aber an ihr ist nichts Individuelles, auch jemand anderer hätte sie bekommen können, ohne daß es einen Unterschied gemacht hätte. Sie ist dann Arbeitskraft, SteuerzahlerIn, MieterIn

usw., das heißt: sie steht in Vertragsverhältnissen und in Marktbeziehungen und wird vom Recht mit allen anderen zusammen über einen Kamm geschoren. Persönliche Beziehungen spielen hier keine Rolle. Der Integration von ausländischen Staatsangehörigen in die österreichische Gesellschaft sind gewisse rechtliche Grenzen gesetzt, die der Gesetzgeber im Lauf der 40 Jahre immer wieder verschoben hat; dies wird in der Ausstellung thematisiert werden.

4) Davon abgesetzt gibt es eine zweite Ebene, nämlich die der persönlichen Beziehungen, das heißt der *Integration in Gemeinschaften*. Jede/r gehört den verschiedensten Gemeinschaften an oder fühlt sich ihnen angehörig. In Europa ist es gebräuchlich geworden, sich auch Gemeinschaften zuzurechnen, in denen man nicht alle Beteiligten persönlich kennt: sogenannte imaginierte Gemeinschaften. Dominant unter diesen war in den letzten 160 oder 180 Jahren die Nation, als deren Abgrenzungskriterium in Deutschland oder Österreich meist „Kultur“ beansprucht wird, rein sprachliche oder religiös-kirchliche Demarkationen sind ebenso üblich. Die Integration in Gemeinschaften, seien sie real oder imaginiert, erfolgt sehr viel ritualisierter als die Integration in eine Gesellschaft und wird im allgemeinen als persönliche Selektion vollzogen oder zumindest dargestellt. Alles, was in der Alltagssprache als „Integration“ firmiert, meint üblicherweise Integration in Gemeinschaften. Üblicherweise werden damit Assimilationsvorgänge gemeint und sehr oft auch gefordert.

5) Die Assimilation aber, die sich tagtäglich tatsächlich ereignet, wird nicht wahrgenommen. Wenn es schwierig ist, in reale oder imaginierte Gemeinschaften aufgenommen zu werden, oder wenn allzu lautstark gefordert wird, „sich zu integrieren“, dann formen Menschen im allgemeinen ihre eigenen Gemeinschaften. Das hat in Österreich auf der Ebene realer Gemeinschaft recht ausgeprägt stattgefunden, auf der Ebene imaginerter Gemeinschaften bisher aber, wie es scheint, nur in recht geringem Umfang. Die subjektive Herstellung von Wohlbefinden und Sicherheit soll auch in diesem Zusammenhang nachvollziehbar gemacht werden.

Grundsätze: Zeitstrukturen

6) Das vielschichtige Zusammenspiel von Privatem und Öffentlichem soll in der Ausstellung einen zentralen Stellenwert erhalten. Im öffentlichen Raum beanspruchen die Gesellschaft, der Staat und das System Hegemonie. Insofern sie, zum Beispiel rechtlich, zwischen Einwanderern und Ansässigen differenzieren, bringen sie eine Struktur in den öffentlichen Raum und in die darin statt-

findenden Interaktionen. Da Nation und Religion heute eine private Wahl darstellen, können sie im öffentlichen Raum keinen Machtanspruch mehr stellen. Das führt zu Konflikten darüber, was im öffentlichen Raum erlaubt und was gefordert ist. Dieses Spannungsverhältnis und der alltägliche, vor allem der kreative Umgang damit im Lauf der letzten 40 Jahre stellt eine weitere Leitlinie der Ausstellung dar.

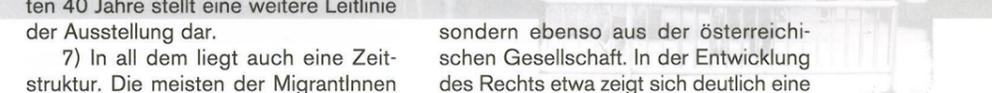
7) In all dem liegt auch eine Zeitstruktur. Die meisten der MigrantInnen hatten nicht die Erwartung, lange in Österreich zu bleiben. Daß sie dann dennoch lange geblieben sind und nun vielleicht sogar ihren Lebensabend in Österreich verbringen werden, mag selbst im Rückblick vielen noch überraschend erscheinen. Die Niederlassung teilt sich für jede/n in eine Vielzahl von ganz subjektiven „Vorher-nachher-Situationen“. Manche sind direkt mit der jeweils eigenen Biografie verbunden – zum Beispiel Eheschließung, Geburt der Kinder und Schuleintritt der Kinder, oder auch die Anmietung bzw. der Kauf einer eigenen Wohnung, der Tod der Eltern, der Nachzug von Angehörigen, eine zeitweilige Rückkehr ins Herkunftsland und anderes mehr. Andere dieser Vorher-nachher-Situationen betreffen das Umfeld; so etwa das Entstehen eines spezifischen Angebots an Waren und Diensten, von Gaststätten und Freizeiteinrichtungen, von Gebetshäusern und ähnlichem. Die Zeitstruktur darin ist aber nicht einfach eine von Vorher und Nachher. Vielmehr sind drei Perioden zu unterscheiden: Eine Zeit, in der man „als ob nicht in Österreich“ lebte; eine Zeit, in der man „als ob provisorisch in Österreich“ lebte; und eine Zeit, in der man anzunehmen begann, daß man auf Dauer in Österreich leben wird. Für das Umfeld sind diese drei Perioden ebenfalls leicht erkennbar.

8) Interessant ist dabei, daß dieses dreiteilige Zeitgerüst nicht nur aus dem Leben der Einwanderer/innen erwächst,

sondern ebenso aus der österreichischen Gesellschaft. In der Entwicklung des Rechts etwa zeigt sich deutlich eine Abfolge: vom Fehlen eigener Regelungen (bis Ende 1975) über die Schaffung von Gesetzen, die auf einen kurzfristigen Aufenthalt zum Zweck der Arbeit zugeschnitten sind, zur beginnenden Erkenntnis, daß der Aufenthalt auf Dauer sein wird („Integrationspaket“ 1997). Wie der Gesetzgeber, so hat auch die übrige Gesellschaft nach und nach zu lernen begonnen, das Faktum der Ansiedelung anzuerkennen und sich darauf einzustellen; sicherlich in der Sprache, vermutlich in den Umgangsweisen und den alltäglichen Grenzziehungen (Ausschließungen aus dem und Einschließungen in das „Wir“). Diese Einheitlichkeit der Zeitstruktur soll in der Ausstellung deutlich zum Tragen kommen.

9) Mit der Ausstellung und allen dazugehörigen Aktivitäten wird der Anspruch verfolgt, alles Klischeehafte und Abstrakte zu vermeiden oder sogar aufzulösen, indem das Individuelle zur Geltung gebracht wird. In dieser Weise sollen Impulse für die kreative, freie und vernünftige alltägliche Praxis einer jeden Besucherin und eines jeden Besuchers gegeben werden.

August Gächter, Sozialwissenschaftler am Institut für Höhere Studien (IHS), Wien und Autor zahlreicher Publikationen zu den Themen *Integration und Migration*. Er ist der wissenschaftliche Leiter der Ausstellung >lange Zeit in Österreich<



NARRATIVE RÄUME UND ORTE

von Gangart

In der Ausstellung >lange Zeit in Österreich< sollen homogenisierende und übergestülpte Bilder und Klischees strikt vermieden werden. Dies ist nur dann möglich, wenn eine ausdifferenzierte Repräsentation zustande kommt und Migranten und Migrantinnen der ersten, zweiten und dritten Generation ProtagonistInnen des Dialoges bilden: Daher wird die Ausstellung einen partizipativen Charakter haben und eine Erzählung der Ansichtspunkte forcieren. Ein Gestaltungskonzept.

Ausstellungsort: die neue Hauptbibliothek

Die neue *Hauptbibliothek der Büchereien Wien* am Urban-Loritz-Platz, die im März 2003 eröffnet wird, bietet eine räumliche Vielfalt mit Konnotationen zwischen Öffentlichkeit und Konzentration, wie sie für das Konzept der Ausstellung als ideal erachtet werden kann. Das Gebäude impliziert:

1. Flächen mit Anbindung an den öffentlichen Raum:

- interne Erschließung direkt aus der U-Bahn mit voluminösen Foyers, die aus der Bücherei mit technischen Anlagen wie Videoprojektionen versorgt sind;
- die dominante Außentreppe sowie
- die Nutzungsmöglichkeit des vorgelegerten, überdachten Urban-Loritz-Platzes;
- die ausgedehnte Dachterrasse mit einem Aussichtscafé und allen für Veranstaltungen notwendigen Versorgungsanschlüssen.

2. Ausgewiesene Ausstellungsflächen im Public-Access-Bereich der Bücherei:

- Eingangshalle im 1. Stock;
- Ausstellungsfläche und Veranstaltungssaal im 2. Stock, direkt aus der Halle zu begehren.

3. Konzentrierte Studienplätze im Bibliotheksbereich (1. und 2. Stock).

Produktive Synergien

Während für den Dokumentationsteil ausreichende und sehr interessante Flächen auf zwei Ebenen zur Verfügung stehen, die den Anforderungen der Ausstellungspräsentation entgegenkommen, eignen sich andere konzentrierte Räumlichkeiten für Vermittlungs-, Projekt- und didaktische Arbeit. Die Leseplätze und Terminals der Bücherei bilden eine Infrastruktur, die auch konzentrierte Forschungsarbeit ermöglicht. Die an den öffentlichen Raum angebotenen Teile des Büchereigebäudes sind wiederum auch bestens für die Realisierung einiger der in die Ausstellung integrierten Projekte geeignet.

Neben der räumlichen Komponente ergeben sich auch auf inhaltlicher Ebene produktive Synergien, da die *Büchereien Wien* in ihrem Selbstverständnis MigrantInnen als wichtiges Ansprechpublikum und PartnerInnen erachten. Auch die stadträumliche Lage zwischen dem 7. und 16. Bezirk mit ihrer unmittelbaren U-Bahn-Anbindung hat nicht nur verkehrsmäßige Vorteile, sondern ermöglicht die Positionierung an einem

inhaltlich neuralgischen Punkt im urbanen Gefüge.

Ausdifferenzierte Repräsentation

Über die Hauptbibliothek als den zentralen und zusammenführenden Austragungsort hinaus wird die Ausstellung Ausstrahlung in andere Stadträume und Umfeldler (z. B. Fußballplätze, Universitäten) oder Medienräume (Fernsehen) haben.

Die InitiatorInnen der Ausstellung haben die Notwendigkeit einer Reflexion über 40 Jahre Arbeitsmigration nach und in Österreich gesehen, bei der alle Generationen und insbesondere Jugendliche involviert bzw. angesprochen werden. Homogenisierende und übergestülpte Bilder und Klischees sollten strikt vermieden werden. Dies ist nur dann möglich, wenn eine ausdifferenzierte Repräsentation zustande kommt und Migranten und Migrantinnen der ersten, zweiten und dritten Generation ProtagonistInnen des Dialoges bilden: Diesen Grundsätzen folgend wird >lange Zeit in Österreich< einen klaren partizipativen Charakter haben und eine Erzählung der Ansichtspunkte forcieren.

Den Einstieg in die Ausstellung bietet vorerst eine chronologische und zeitgeschichtliche Übersicht über die vierzigjährige Geschichte der Arbeitsmigration in und nach Österreich.

Diese dient als „Referenzinterface“ für die weiteren Bereiche der Ausstellung. Der zu durchlaufende Parcours setzt auf Bildlichkeit und auf kurz und prägnant verfaßte Texte und ermöglicht den Überblick über das Thema. Audiovisuelle Medien bleiben in diesem Bereich sparsam eingesetzt.

Dieser Parcours ist im Public-Access-Bereich der Bücherei lokalisiert, d. h. jenen Teilen, die sich außerhalb der Bücherschleuse befinden (Foyer, Ausstellungsfläche). Architektonische Gegebenheiten und Bauelemente werden als Präsentationsflächen genutzt, wodurch der gesamte Raum inklusive der in diesem Gebäudeabschnitt gegebenen Blickbeziehungen zwischen den Stockwerken und zum Außenraum ergriffen werden. Im Bedarfsfall werden Präsen-



tationselemente entwickelt, die als Fortführung der architektonischen Artikulationen die Bedürfnisse der Rezeption erfüllen (z. B. Pultflächen).

Aktive Beteiligung des Publikums

Differenzierungen, Verzweigungen und Querverbindungen von einzelnen Erzählsträngen werden in einem vertiefenden Bereich abgehandelt (Ausstellungsfläche und Veranstaltungssaal), der „Special-Interest“-Gruppen ansprechen wird und auch von ihnen geprägt und gestaltet ist. Hier wird eine Material-, Literatur- und Mediensammlung eingerichtet, die für an spezifischen Teilbereichen Interessierte eine detaillierte Auseinandersetzung bis hin zu wissenschaftlicher Arbeit ermöglicht. Dazu werden Leseplätze und Diskussionsräume etabliert, in denen eine Reflexion sowohl auf theoretischer Ebene als auch durch ein Feedback zwischen Personen mit einschlägiger Lebenserfahrung und der Ausstellung (siehe Artikel auf S. 12) erfolgen kann.

Abgesehen von der plakativ gestalteten Einstiegsinformation bieten also alle Segmente der Ausstellung die Möglichkeit einer aktiven Beteiligung für die BesucherInnen. Durch die örtliche Einbindung in dem Gebäude der neuen Hauptbibliothek und die damit verbundene Parallelführung des Ausstellungsbesuches mit anderen alltäglichen Handlungen soll dem Publikum die Verwobenheit der dargestellten Themenfelder mit der eigenen Lebensumgebung vorgeführt und bewußt gemacht werden.

Eine Nutzung der Ausstellung ist des weiteren auf zwei Ebenen möglich: Jene Materialien, die als Ausgangsstoff der Präsentation herangezogen oder produziert wurden, sind an Ort und Stelle in ganzem Umfang, jedoch in einer aufbereiteten Form verfügbar: Interviews, Ton- oder Bilddokumente, Schriftverkehr oder relevante Gesetzestexte. Dazu werden

Terminals und bequeme Lese- und Hörplätze eingerichtet.

Die Bereitstellung von reflektierendem Material, wissenschaftlicher Literatur und theoretischen Texten erfolgt an speziell ausgestatteten und ausgewiesenen Plätzen im Bibliotheksbereich.

Die genutzten bzw. entlang den Leitlinien (vgl. den Artikel auf S. 8 & 9) ausgestellten Materialien stammen aus:

- öffentlichen / institutionellen,
- halböffentlichen / Vereins- und Vereinigungs-,
- individuellen oder privaten Quellen.

Struktur und Gestaltung der Projekte

Dieses Segment stellt für >lange Zeit in Österreich< die Verbindung zu den vielfältigen Aktivitäten von in Österreich im Migrationsbereich tätigen Organisationen dar. Vorhandenes Wissens- und Arbeitspotential soll für die Ausstellung nutzbar gemacht, andererseits ein effektives Repräsentationsfeld und gestalterische Kompetenz für die ProjektpartnerInnen bereitgestellt werden. Darunter fallen sowohl Artikulationen von Tätigkeiten der Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats und anderer Forschungsaktivitäten als auch die Einbindung von partizipativen Projekten z. B. aus dem Bildungs- und Jugendbereich (vgl. den Artikel auf S. 6 & 7).

Die Projekte finden ihre Darstellung im Rahmen der erweiterten Rezeptionsebene des Dokumentationsteils. Dort werden die Zusammenhänge mit den Grundlinien des Ausstellungskonzeptes argumentiert und die Verbindungen zu den ausgelagerten Umfeldern, in denen die Projekte eingebettet sind, hergestellt. Einige dieser Vorhaben werden an Ort und Stelle lediglich in Form einer Dokumentation präsent sein können, andere – die in medialen Arbeiten bestehen – erhalten im Rahmen von >lange Zeit in Österreich< einen zusätzlichen Öffent-

lichkeitsraum. Somit verschränken sie die Ausstellung nicht nur auf der Ebene der Produktion, sondern auch auf jener der Veröffentlichung im Alltag.

Mit Projekten bespielt wird der öffentliche – auch der mediale – Raum: der Stadtraum des Urban-Loritz-Platzes vor der Bibliothek, deren öffentlich zugängliche Dachterrasse, der Aufgang von der U6, sowie – für zeitlich definierte Vorhaben – der Vortragssaal im 3. Obergeschoß; zwei Dokumentationsprojekte sollen im Fernsehen ausgestrahlt werden. Insbesondere soll der mit fünf Videoprojektionen ausgestattete U-Bahnaufgang nicht nur als Werbefläche für die Ausstellung, sondern in hohem Ausmaß als wirklich öffentliche Präsentationsfläche für inhaltliche Artikulation verwendet werden.

Eine Vielzahl von über den Ausstellungszeitraum verteilten Programmpunkten soll eine laufende Aktivierung und Anregung zur Handlungs- und Erfahrungsaufbereitung provozieren und damit die Ausstellung zu einem Ort der lebendigen Auseinandersetzung und Konfrontation machen. Vorgesehen sind Jugend- und Schulprogramme, Lehrlingsfortbildung, universitäre Veranstaltungen; Vermittlungsprogramme insbesondere für Unternehmen, Vereinigungen, Vereine; Diskussionsveranstaltungen und Präsentationen zu Ausstellungsteilen und zu Projekten; Präsentationen von eigenständigen Projekten, die sich thematisch eingliedern lassen, und Themenveranstaltungen.

Gangart ist ein KünstlerInnenteam, das seit 1986 interdisziplinär tätig ist; das Team realisiert u. a. raumbezogene Arbeiten wie Museumsprojekte (MAK, Museum für Völkerkunde) und ist für die Ausstellungsgestaltung von >lange Zeit in Österreich< zuständig.

ANLEITUNG ZUR SELBSTERMÄCHTIGUNG

von Ljubomir Bratić, Renate Höllwart und Nora Sternfeld

Was wäre die Aufgabe eines Vermittlungsteams innerhalb einer Ausstellung, welche die fehlende öffentliche Darstellung von MigrantInnen als politisch handelnde und autonome Subjekte forcieren will? Ein Vermittlungskonzept.



Die Geschichte der Migration nach Österreich wurde bis jetzt in der öffentlichen Wahrnehmung hauptsächlich auf zwei Ebenen abgehandelt. Erstens in den Sozialwissenschaften als ökonomisch bedingte Bevölkerungsanalyse (in erster Linie erstellt von Demographen) und zweitens in den Medien als skandalumwitterte Fremdenschau. In diesen sich gegenseitig bedienenden Bildern fehlt die Darstellung von MigrantInnen als politisch handelnde und autonome Subjekte.

Verborgene Bilder und Texte

Was wäre die Aufgabe eines Vermittlungsteams innerhalb einer Ausstellung, die in diese Problematik eingreifen will? Zunächst einmal die Wirksamkeit dieser „objektiveren“ Bilder ins Bewußtsein zu rufen und auf die Lücken in der offiziellen Geschichtsschreibung aufmerksam zu machen. In diesem Sinn wird das Vermittlungsprogramm die Ausstellung selbst als „Gegenerzählung“ thematisieren und sie in einen historischen und politischen Kontext stellen, in dem Fakten erörtert, Begriffsklärungen vorge-

nommen und konkrete Forderungen an die politischen Verantwortlichen formuliert werden.

Dafür wurden Angebote entwickelt, die neben der Geschichte der nationalstaatlichen „Normierungsbestrebungen“ auch die Geschichte der von MigrantInnen angewendeten Widerstandsformen und Strategien des Kampfes gegen die offiziellen Geschichtsbilder in den Blick rücken. Es wird insofern nicht nur darum gehen, die Geschichten, die die Ausstellung erzählt, mit dem Publikum nachzuvollziehen, sondern ebenso darum, die verborgenen Texte und Bilder, Deutungen und Strukturen zum Vorschein kommen zu lassen und die bis jetzt nicht beachtete sprachliche Komponente in die Öffentlichkeit zu tragen.

Das Büro *trafo.K* hat in Zusammenarbeit mit Arif Akkılıç und Ljubomir Bratić ein Vermittlungsprogramm für die Ausstellung entwickelt, das sich aus den folgenden Modulen zusammensetzt.

Thematische Rundgänge

Acht thematische Rundgänge mit geladenen ExpertInnen beleuchten die Ausstellung von verschiedenen Seiten und erweitern sie, indem sie einzelne Aspekte genauer reflektieren. Die Rundgänge sind in thematischen Blöcken angelegt und bilden im Gesamten eine inhaltliche Klammer für die Auseinandersetzung mit der Ausstellung.

Zwei davon werden in Kooperation mit MigrantInnenorganisationen organisiert und finden in Türkisch und Serbisch-Kroatisch statt. Drei Rundgänge erörtern die Ausstellung und ihr Themenumfeld theoretisch. Im Zentrum stehen Fragestellungen wie: Wie läßt sich eine „Geschichte der Migration“ erzählen? Was deckt diese auf? Was verdeckt sie? Welche Ausschlußmechanismen produziert der Nationalstaat? Welche Gefahren liegen in der „Kulturalisierung“ von Migration?

Drei weitere Rundgänge behandeln Aktivismus und Formen des von MigrantInnen geleisteten Widerstands. Dabei werden Allianzen und Selbstorganisationsformen sowie Strategien zur Besetzung von Öffentlichkeit vorgestellt.

Jugendprojekt

Ein Jugendprojekt, das vor der Eröffnung der Ausstellung beginnt, wird durch Interventionen von MigrantInnen-Jugendlichen der Initiative *Back Bone* die Ausstellung begleiten.

Das Projekt setzt sich mit (politischen) Forderungen und deren Veröffentlichungsstrategien auseinander. Es folgt dem Prinzip einer offenen, wachsenden Struktur und wird in seinem Verlauf und seinen Zielsetzungen wesentlich von den Jugendlichen mitbestimmt. In Kooperation mit KünstlerInnen werden Eingriffe in die Ausstellung und Strategien zur Besetzung öffentlicher Räume entwickelt. Dabei soll es zu einer Interaktion zwischen den Projekten der Jugendlichen und den AusstellungsbesucherInnen kommen.

Lehrlingsprojekt

Bei einem zweieinhalbtägigen Workshop mit Lehrlingen wird es darum gehen, daß Jugendliche persönliche Bezüge zu den Inhalten der Ausstellung entwickeln. Ausgehend von der Auseinandersetzung mit der Geschichte der Arbeitsmigration werden Lehrlinge Installationen im öffentlichen Raum produzieren.

Das vordergründige Ziel des Projekts mit Lehrlingen ist die Herstellung der Aufmerksamkeit für die Geschichte der Arbeitsmigration, die in deren Berufsschul- und Arbeitsalltag nicht reflektiert wird.

Ausstellungsgespräche für SchülerInnen der Oberstufe

Während der Dauer der Ausstellung entwickeln SchülerInnen Kommentare zur Ausstellung und tragen Elemente der Ausstellung als „Gegenerzählung“ in den öffentlichen Raum.

Die Vermittlungsangebote für SchülerInnen bauen auf einer handlungsorientierten und aktiven Auseinandersetzung mit den Ausstellungsinhalten auf, innerhalb derer die SchülerInnen selbstständig Kenntnisse über wesentliche Aspekte der Ausstellung gewinnen sollen.

Nora Sternfeld und Renate Höllwart

sind Mitglieder des „trafo.K“ – Büro für Vermittlung in Museen und Ausstellungen, das u. a. die Vermittlung bei der „Wehrmachtsausstellung“ 2002 durchführte.

Ljubomir Bratić, Leiter des „Büros für ungewöhnlichen Maßnahmen (BUM)“ im Rahmen des EQUAL-Projekts „open up“, hat gemeinsam mit dem Büro „trafo.K“ das Vermittlungskonzept der Ausstellung >lange Zeit in Österreich< entwickelt.

EXEKUTIVE UND MENSCHENRECHTE: (K)EIN WIDERSPRUCH

von Gerd Valchars

Eine Gruppe von ExekutivbeamtInnen engagiert sich seit einigen Jahren bei amnesty international.

Polizei, Gendarmerie und Justizwache geraten in Österreich nur allzuoft im Zusammenhang mit der Verletzung von Menschenrechten in die Schlagzeilen. Ein Blick in die internationalen Berichte von *amnesty international* der letzten Jahre läßt deutlich erkennen, daß Menschenrechtsverletzungen in den sogenannten westlichen Staaten in erster Linie im Bereich der Exekutive stattfinden. Österreichs Exekutive steht mit dem vielfach und regelmäßig erhobenen Vorwurf von Mißhandlungen und des Einsatzes exzessiver Gewalt auf internationaler Ebene keinesfalls alleine dar: Einen „Fall Omofuma“ mußte man innerhalb der letzten Jahre nahezu in jedem europäischen Land registrieren.

Aktionsgruppe 133

Gleichzeitig gibt es jedoch auch den Versuch, den vermeintlichen Widerspruch zwischen der Tätigkeit von Menschenrechtsorganisationen und jener der Staatsgewalt aufzuheben. Eine Gruppe von ExekutivbeamtInnen engagiert sich seit einigen Jahren ehrenamtlich bei *amnesty international* und leistet neben der aktiven Bewußtseinsbildung innerhalb der österreichischen Polizei, Gendarmerie und Justiz auch internationale Fallarbeit.

Die Gründung der *Aktionsgruppe 133 – Berufsgruppe der Exekutive* geht auf das Menschenrechtsjahr 1998 zurück. Damals kam es zu ersten Kontakten mit *amnesty international*; bis dahin wurde die Menschenrechtsorganisation selbst von progressiven und aufgeklärten Kräften innerhalb der Exekutive eher als Gegnerin betrachtet. Als Vorbild für die Gründung der Gruppe wurden die Niederlande herangezogen, wo ein ähnliches Modell schon seit 1986 erfolgreich existierte. Auch auf Erfahrungen aus Deutschland konnte man zurückgreifen, wo das Projekt allerdings noch vor seiner Realisierung scheiterte: Die engagierten BeamtInnen waren mit einer sehr kritischen Haltung gegenüber der eigenen KollegInnenenschaft aufgetreten, was nur dazu führte, daß sie selbst als GegnerInnen innerhalb der eigenen Reihen angesehen wurden und auf massiven Widerstand vonseiten der Gewerkschaften stießen.

Um diesen Fehler in Österreich zu vermeiden, bemühte man sich explizit um ein möglichst konstruktives Auftreten und wählte zwei Arbeitsschwerpunkte, die eng miteinander verbunden sind. Zum einen werden im Rahmen der berufsinternen Aus- und Weiterbildung

(Menschenrechtserziehung ist mittlerweile verpflichtender Bestandteil im Curriculum der österreichischen Exekutive; im Bereich der Fortbildung jedoch fakultativ) Kurse und Diskussionsrunden zur Bewußtseinsbildung organisiert, zum anderen leistet die Gruppe auch internationale Fallarbeit, indem Appelle verfaßt und Petitionslisten zur Unterschrift aufgelegt werden. Die BeamtInnen nehmen sich dabei primär der Fälle an, bei denen Mitglieder der Exekutive Opfer von Menschenrechtsverletzungen geworden sind. Dieses Eintreten für BerufskollegInnen schafft ein positives Verhältnis zwischen den bei *amnesty* tätigen BeamtInnen und ihren KollegInnen und Kollegen – Feindbilder werden abgebaut, und eine vermeintliche Gegnerschaft tritt in den Hintergrund. Die oft falsch verstandene Berufssolidarität, die dem Aufarbeiten von möglichen Menschenrechtsverletzungen vonseiten der Exekutive im Inland und einer differenzierten Sichtweise häufig hinderlich ist, wirkt so über die Grenzen hinweg als Wegbereiter der Bewußtseinsbildung. Eine Gruppe von Menschen, die sich für die KollegInnen im Ausland einsetzt, kann auch bei ihrer Arbeit im Inland nicht so falsch liegen, jedenfalls aber nicht eine Gegnerin des eigenen Berufsstandes sein.

„Durchaus auszuhalten“

Karl-Heinz Grundböck ist Sprecher und Gründungsmitglied der *Aktionsgruppe 133 – Berufsgruppe der Exekutive* bei *amnesty international*.

Wie kam es zur ersten Annäherung zwischen amnesty international und der österreichische Exekutive?

Den ersten strukturierten Kontakt hat es 1998 gegeben. Ich habe da zum ersten Mal Gelegenheit gehabt, mit VertreterInnen von *amnesty international* zu sprechen. Bis zu dem Zeitpunkt ist *amnesty* eigentlich eine Organisation gewesen, von der man gewußt hat, die ist kritisch gegenüber der Exekutive, und eigentlich wollen wir mit denen ja nichts zu tun haben. Das ist die Kultur, mit der ich zehn Jahre lang in der Exekutive gelebt habe.

Wie konnte dieser Gegensatz überwunden werden?

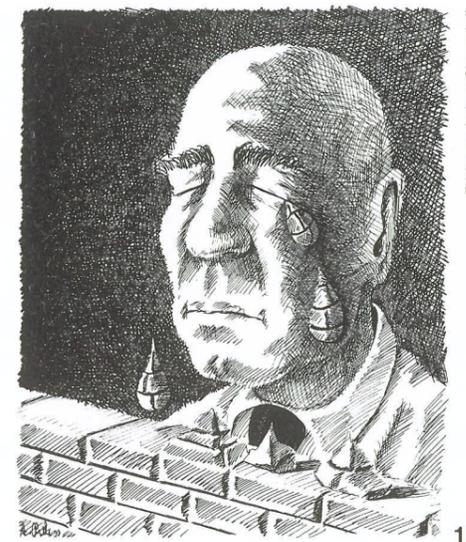
Mir hat dieser erstmalige Kontakt die Augen geöffnet. Ich habe erkannt, daß es keinen Widerspruch gibt zwischen einer rechtsstaatlich handelnden Exekutive und einer Menschenrechtsorga-

nisation. Menschenrechte dürfen von der Exekutive nicht als Einschränkung verstanden werden, die Exekutive ist ja auch zuständig für die Gewährleistung von Menschenrechten. Wir sehen sie daher nicht als Korrektiv oder als Formalerfordernis, sondern wir sehen die Aufgaben der Exekutive darin, diese Rechte zu garantieren. Und so gesehen, gibt es zwischen der Exekutive und einer Menschenrechtsorganisation zwar ganz sicher verschiedene Zugänge, aber doch eine Zielsetzung. Daß es praktisch vielleicht anders verstanden wird, das sei jetzt noch einmal dahingestellt.

Wie sehen die Reaktionen der KollegInnen aus?

Wir glauben, daß Menschenrechte nicht nur ein rechtliches, sondern gerade bei der Exekutive auch ein emotionales Thema sind, und daher ist es notwendig, daß Menschenrechte auch für Exekutivbeamte emotional positiv besetzt sind. Unser Anliegen ist es daher auch, möglichst konstruktiv wahrgenommen zu werden. Nicht zuletzt deswegen arbeiten wir auch zu internationalen Fällen von verfolgten Exekutivbeamten. Und darum haben wir auch sehr positive Rückmeldungen. Daß es im informellen Gespräch einige spitze Bemerkungen gibt und man gefragt wird, auf welcher Seite man eigentlich steht, kann durchaus sein. Aber ich glaube, daß ist durchaus auszuhalten.

Diese Nachlese basiert auf der „Radio Stimme“-Sendung vom 10. September 2002 (gesendet auf Orange 94.0).



Zeichnung: Andreas Ohenschall



Thema-Fotos: Mehmet und Hair Emir

WIE KINDER SPIELERISCH SPRACHEN LERNEN KÖNN(T)EN

von Stefan Nicolini

Sowohl in Kärnten als auch in Südtirol arbeiten Pädagogen und Pädagoginnen an alternativen Modellen mehrsprachiger Erziehung im Kindergarten. Trotz unterschiedlicher Ausgangspositionen sind die Ergebnisse ähnlich: Mehrsprachigkeit als Chance.



Gombos: Mehrsprachigkeit als Chance

„Ein Volk – eine Sprache – eine Nation“: Diese Maxime beherrschte die politische Elite im 19. Jahrhundert, die als nachhaltige Auswirkung der Französischen Revolution die Nationalstaatsidee zum politischen Credo erhoben hatte.

Die Sprache wurde zum Merkmal der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen bzw. ethnischen Gruppe und zum integrativen Bestandteil politischer Wertvorstellungen. Ein Mythos, der darüber hinwegtäuscht, daß in allen europäischen Staaten autochthone und allochthone Minderheiten leben. Wie die deutschsprachigen SüdtirolerInnen in Italien und die slowenischsprachige Minderheit in der Steiermark und in Kärnten.

„Eine Person, eine Sprache“

Seit fünf Jahren gibt es in Ferlach/Borovlje, etwa zehn Kilometer südlich von Klagenfurt, den Kindergarten „Jaz in ti“, auf deutsch „Du und ich“. Hier werden gleich drei Sprachen gesprochen: Deutsch, Slowenisch, Englisch. Eine Kindergärtnerin spricht mit den Kindern Slowenisch, eine zweite spricht Deutsch und Slowenisch, und eine Kindergartenhelferin bringt den Kindern viermal in der Woche Englisch bei. Die Slowenischkenntnisse der Kinder sind sehr unterschiedlich; die Bandbreite reicht von keinen Kenntnissen über passive Slowenischkenntnisse bis hin zu einigen Kindern, die aus slowenischen Familien stammen und beide sprachlichen Voraussetzungen mitbringen.

Georg Gombos, Professor am Institut für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung der Universität Klagenfurt, Sohn ungarischer Einwanderer, setzt sich seit Jahren mit der Frage des Spracherwerbs von Kindern im Vorschulalter auseinander. Er hat die Entstehung und Entwicklung des Kindergartens in Ferlach/Borovlje von Anfang an verfolgt. Gombos weist darauf hin, wie wichtig es für Kinder ist, eine klare sprachliche Orientierung zu haben:

„Deshalb gilt das Prinzip: Eine Person spricht eine Sprache, eine zweite eine zweite und eine dritte Person eine dritte Sprache.“

Der Stundenplan im Ferlacher Kindergarten ist klar gegliedert. Während die Großgruppe noch singt, zieht sich Mirja Oraže, Leiterin des Kindergartens, mit einigen Kindern an einem Tisch zurück, um mit ihnen zu spielen. Die Kinder würfeln eine Zahl und bewegen die Froschfigur auf den eingezeichneten Feldern. „Die Kinder werden so angeregt zu überlegen, welche Farbe das ist, und zu kombinieren: die Farbe, die unterhalb des Frosches drauf ist, mit der Farbe, die sie ja eben jetzt suchen müssen. Die Sprache erlernen sie nebenbei.“ Eine der Voraussetzungen ist jedoch, daß sich die Kinder in ihrer Umgebung wohl fühlen. Aus einer Ansammlung von Lauten, die zuerst aufgeschnappt werden, kristallisieren sich Wörter und Sätze heraus. Die Hirnforscher bestätigen, daß Kinder bis zum Alter von vier Jahren optimale Voraussetzungen mitbringen, um mehrere Sprachen zu lernen, und Professor Gombos ergänzt: „Kinder lernen über Kontakte, über Situationen, über Menschen, über Beziehungen. Wenn sich die Kinder wohl fühlen, dann nehmen sie die Sprache auf wie Löschpapier.“

Kärnten ist anders

Im Rahmen eines Forschungsprojektes des Boltzmann Instituts für Interkulturelle Bildungsforschung, das vom Bundeskanzleramt und aus den Mitteln der Volksgruppenförderung finanziert wurde, konnte Gombos auch mit Videoaufnahmen Einblicke in den Umgang der Kinder mit den drei Sprachen gewinnen und damit sowohl für die Kindergärtnerinnen als auch für die Eltern wertvolle Rückmeldungen über die sprachliche Entwicklung der Kinder erhalten. Zudem wurden Eltern von insgesamt elf Kindern in qualitativen Interviews befragt und ihre Aussagen zusammengestellt. Das Ergebnis war verblüffend. Für die meisten Eltern sind mit dem Erlernen von mehreren Sprachen an sich keine wie immer gearteten negativen Folgen verbunden. Das belegen auch Studien in Kanada, Spanien und Finnland. Sprachen stehen nicht in Konkurrenz zueinander, sondern ergänzen sich gegenseitig. Je früher der positive Erstkontakt mit einer zweiten Sprache, desto besser.

Doch in Haiders Kärnten gehen die Uhren anders, ist eine minderheitenfreundliche Politik nicht so leicht umzusetzen. Im Gegenteil: Während die deutschsprachige Minderheit in Südtirol – nach den weltweit Aufsehen erregenden Sprengstoffattentaten der 60er Jahre – heute eine umfassende Autonomie genießt, die in Europa gerne als Paradebeispiel sinnvoller Sprachgruppenpolitik zitiert wird, sieht sich die slowenischsprachige Bevölkerung in Kärnten mit einer Reihe von ungelösten Problemen konfrontiert, die ein entkräftetes Verhältnis zur Mehrheitsbevölkerung verhindern. Nachdem die Gemeinde Ferlach/Borovlje der Petition von über 40 Eltern nicht nachkommen wollte, eine zweisprachige Gruppe im öffentlichen Kindergarten einzurichten, haben engagierte Eltern zur Selbsthilfe gegriffen und den privaten Kindergarten gegründet. Die Finanzierung erfolgt aus privaten Mitteln, aus Mitteln der Gemeinde und der EU. Das Recht, die slowenische Sprache als Unterrichtssprache zu gebrauchen oder als Pflichtgegenstand zu erlernen, wird jedem Schüler und jeder Schülerin per Gesetz zugestanden. Wie aber der Ortstafelstreit aus der jüngsten Vergangenheit zeigt, ist das Verhältnis zwischen den deutschsprachigen und slowenischsprachigen KärntnerInnen bis zum heutigen Tag nicht frei von ethnischen Spannungen. Auf die zweisprachige Schule in Klagenfurt wurde 1994 ein Bombenanschlag verübt, und zahlreiche MinderheitenaktivistInnen erhielten Briefbomben zugesandt.

Mehrheit in der Autonomie

Im Vergleich zur slowenischsprachigen Minderheit stellt sich die Lage der deutschsprachigen Minderheit in Südtirol völlig anders dar. Sie bildet in der autonomen Provinz Bozen eine Mehrheit von knapp 70 Prozent der Bevölkerung und gilt heute als eine der am besten geschützten Minderheiten in Europa. Das war jedoch nicht immer so. Als der südliche Teil Tirols nach dem Ersten Weltkrieg an das italienische Königreich fiel, wurde 1923 die deutschsprachige Kultur von den faschistischen Machthabern systematisch unterdrückt, deutsche Schulen wurden verboten, Lehrer aus dem Staatsdienst entlassen und verbannt.

Während die Kulturpolitik in den 1980er Jahren von der mit absoluter Mehrheit regierenden Südtiroler Volkspartei mit der Losung „Je besser wir trennen, desto besser verstehen wir uns“ beherrscht war, wurde in den letzten Jahren eine liberalere Phase in der Schulpolitik eingeleitet. Noch vor fünf Jahren undenkbar, startete das italienische Schulamt in Zusammenarbeit mit der Europäischen Akademie und nicht zuletzt auf Initiative engagierter Eltern im Jahre 1999 ein Pilotprojekt, an dem acht italienische Kindergärten mit insgesamt 140 Kindern beteiligt sind.

Das Modell mit zwei Einheiten

Tanja Pfitscher ist eine von 16 deutschen Kindergärtnerinnen, die im italienischsprachigen Kindergarten „Bambi“ in Bozen arbeitet. Besonders erstaunt ist sie über die hohe Akzeptanz, die sie sowohl bei den Kindern als auch bei ihren Kollegen und Kolleginnen angetroffen hat. Sie gibt zu, die Kinder teilweise sehr unterschätzt zu haben: „Es ist erstaunlich, wie schnell sie lernen und wieviel sie in kürzester Zeit auch verstehen. Es ist auch nicht leicht, in einem italienischen Kindergarten zu arbeiten, es gibt Unterschiede in der Arbeitsweise; aber man wächst zusammen und lernt gemeinsam, eine andere Kultur, eine andere Mentalität, andere Ideen zu akzeptieren.“

Wie in Ferlach/Borovlje wird den Kindern auch im Kindergarten in Bozen die Sprache auf äußerst spielerische Art und Weise vermittelt. Dabei wurde ein Modell entwickelt, das auf die Bedürfnisse des Kindergartens abgestimmt ist. Anny Schweigkofler, linguistische Beraterin und Vertreterin der Europäischen Akademie Bozen, hat das Projekt von Anfang an betreut. Sie hält viel von der Gliederung: Es handelt sich dabei um die *strukturierten Einheiten* und um *offene Einheiten*. Erstere sind Einheiten, bei denen die deutschsprachige Erzieherin aus der altersgemischten Gruppe nur die Fünfjährigen herausnimmt und mit diesen gezielt in einem Deutschraum arbeitet. „Das sind sprachlich sehr intensive Einheiten, sogenannte Input-Einheiten. Hier werden Geschichten erarbeitet, die immer wieder aufgegriffen und variiert werden. Es gibt hier diese starke Einheit von einer Sprache, einer Person und einem Raum.“ Die deutschen Kindergärtnerinnen sind – im Unterschied zu vielen anderen Schulmodellen – die ganze Woche anwesend.

Bei den offenen Einheiten hingegen arbeiten die Erzieherinnen mit den Kindern, wann immer und wo immer diese aus freien Stücken entscheiden. „Die Kinder können sich an die Erzieherin wenden, wenn sie wollen; sie setzt sich an die Tische, sie ist einfach da; die Kinder können sowohl die deutsche als auch die italienische Sprache benutzen.“

Langer steiniger Weg

Der Zweitspracherwerb wird so zu einem kognitiven, affektiven und motorischen Erlebnis, an dem Kopf, Herz und Hand beteiligt sind. Georg Gombos, der auch in Südtirol als Supervisor arbeitet, sieht zwischen der deutschen und der slowenischsprachigen Minderheit jedoch essentielle Unterschiede: „Kleine Minderheiten wie etwa die Slowenen in Kärnten haben aus ihrer biographischen Erfahrung, aus der Erfahrung des Sprachverlustes heraus eine etwas defensivere Haltung, während andere Minderheiten wie die deutschsprachige in Südtirol, die im Territorium die Mehrheit stellen, wesentlich selbstsicherer sind. Wenn diese beiden Gruppen den Auftrag bekommen ‚Sprich Deine Sprache mit dem Kind!‘, dann gehen sie durchaus unterschiedlich damit um: kleine Minderheiten eher defensiv, und sie sind eher bereit, die Sprache zu wechseln – weg von ihrer Minderheitensprache hin zur dominanten Sprache –, während starke Minderheiten noch viel selbstbewußter sagen: Ich habe den Auftrag, heute vormittag meine Sprache zu sprechen, das mache ich, kein Problem.“

Während viele Südtiroler PolitikerInnen beiderlei Volksgruppen dem Kindergartenprojekt noch skeptisch gegenüberstehen, sehen OptimistInnen darin den Beginn einer Entpolitisierung der Sprache. Wenn der Kontakt zur zweiten Sprache nämlich bereits im Vorschulalter stattfindet, dann würden auch ethnische Feindbilder gar nicht erst entstehen können. Franz Lanthaler, Linguist, langjähriger Lehrer und Sprachexperte aus Meran, gibt sich vorsichtig optimistisch. Er glaubt nicht so sehr an die große Veränderung in der Schulpolitik in Südtirol: „Diese neuen Kindergärten könnten der Anfang von einem Ende sein. Ich gebe zu, ein Zeichen der

Entpolitisierung, ein gewisses Loslassen wird dadurch sichtbar; aber wenn ich höre, was man in Südtirol von Interkulturalität hält, dann denke ich, daß das noch ein langer steiniger Weg sein wird.“

Assimilationsdruck in Kärnten

Im Mai wurde die Pilotphase abgeschlossen, ein umfassender Bericht dem Schulamt zur Begutachtung vorgelegt. Das italienische Schulamt unterstützt das Modell und ist von dem Zuspruch, den das Modell bei den italienischen Familien auslöst, überrannt worden. Doch eine Ausweitung des Modells auf alle italienischsprachigen Kindergärten Südtirols ist zur Zeit weder finanziell noch personell möglich.

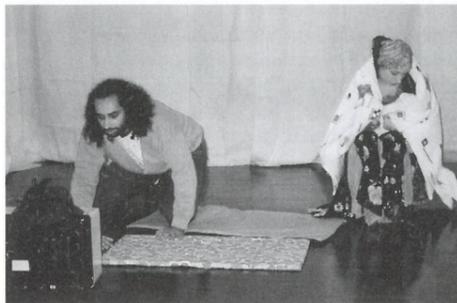
Während die deutschsprachige Minderheit in Südtirol sehr gefestigt erscheint und auch die italienische Bevölkerung Berührungängste abzubauen bereit ist, sieht es in Kärnten anders aus. Waren es bei der Volkszählung im Jahre 1951 noch über 42.000 Personen, gaben 1999 nur mehr 24.191 Kärntner und Kärntnerinnen Slowenisch als Muttersprache an. Wenn die MinderheitenvertreterInnen das Ergebnis auch nach oben revidieren, so zeigen diese Zahlen doch recht deutlich, wie stark der Assimilationsdruck auf SlowenInnen in Kärnten lastet: für Georg Gombos ein Trend, der auch im Kindergarten von Ferlach/Borovlje zutage tritt: „Ich glaube, daß sich die slowenische Minderheit in Kärnten – wenn die Entwicklung so anhält – stabilisieren wird, allerdings auf einem niederen Niveau, das ist ganz klar. Es wird aber mehr Nicht-Slowenen geben, die dieses Bildungsangebot wahrnehmen und die zweite Sprache erlernen.“ Ob dadurch der stete Rückgang der slowenischsprachigen Bevölkerung in Kärnten und der Steiermark aufzuhalten ist, muß bezweifelt werden.



Im Kindergarten wird Sprache nebenbei erlernt

„DIE SITUATION DER ROMA IN DER SLOWAKEI IST KATASTROPHAL!“

Das roma.theater.exil führte im November „cirvo, der taufpate“, ein Stück über die slowakischen Roma, im Wiener Amerlinghaus auf. Im Gespräch mit der selbst aus der Slowakei stammenden Sängerin, Autorin und Menschenrechtsaktivistin Grace Latigo erzählen die slowakischen Roma-SchauspielerInnen des Ensembles aus dem Leben der Roma in ihrem Land. Ein Schreckensbild des Rassismus.



Grace Latigo: Die meisten SchauspielerInnen des Ensembles sind slowakische Roma.

Kamil Polak: Ja. Unser Stück spricht auch ein Thema an, das jetzt ganz aktuell ist: die Aufnahme der Slowakei in die Europäische Union. Das ist eine Chance für uns Roma. Denn jetzt sind die Medien auf die Situation der Roma in der Slowakei aufmerksam geworden. Und die ist katastrophal.

Vor ein paar Jahren war ich in der Ostslowakei. Ich sah dort Romadörfer, die mich sehr ans Mittelalter erinnern haben. Es gab dort keinen Strom und kein fließendes Wasser.

Kamil Polak: Es ist tatsächlich so, daß die Roma wie im Mittelalter leben, ohne Strom und Wasser. Die EU verschwendet Unmengen an Geldern für Projekte, die für die Roma den Untergang bedeuten. Sie entscheiden sich z. B. dafür, den Roma Häuser zu bauen. Sie bringen irgendwelche Container, stellen sie hin, und das war es. Wir brauchen keine Fische; gebt uns Angeln, und wir fangen uns die Fische selber! Weißt du, wie die Probleme der Roma in den Medien gelöst werden? Einmal im Jahr fährt ein Kamerateam in die Ostslowakei, sie kaufen den Kindern Hefte und Bleistifte, machen ein paar hübsche Bilder, und darunter verstehen sie dann Hilfe für die Roma. In einem Dorf hat man neue Toiletten aus Kunststoff für Roma gebaut. Was passierte nach einer Woche? Die Roma nahmen sie auseinander. Warum? Weil sie die Toiletten nicht selber gebaut hatten, und weil einer von ihnen ein Stück Kunststoff brauchte, um sein Dach zu reparieren, durch das es hineinregnete. Das sind die Lösungen, die zwar für uns gedacht

sind, an denen wir aber nicht mitarbeiten und über die wir nicht entscheiden können.

Zuza Rasiova: Die schlimmste Geschichte, die im Moment sehr aktuell ist, ist die eines Dorfes in der Nähe des slowakischen Nationalparks. Auch dort leben die Roma ohne Strom und fließendes Wasser. Jetzt beginnt die kalte Jahreszeit, und natürlich holen sich die Roma das Holz zum Heizen aus den Wäldern, die unter Naturschutz stehen. Die Behörden haben eine bewaffnete Wache aufgestellt, die darauf achten soll, daß sich die Roma kein Holz holen.

Die Roma brauchen Arbeit. Sie haben nicht genug Geld, um zu überleben. Sie haben nichts. Oft nicht einmal etwas zu essen. Die zuständigen Behörden brachten ihnen viele Kubikmeter Holz. Natürlich nehmen sie das Holz. Sie verkaufen es und kaufen sich dafür etwas zu essen und gehen wieder in den Wald, um Holz zu hacken. Das ist ein Grund für die Behörden zu behaupten, daß sie ihnen Holz zukommen ließen, aber sie hätten es wieder verkauft. Damit haben sie gegen die Roma eine Waffe in der Hand und fühlen sich für ihre Anliegen nicht mehr zuständig.

Kamil Polak: Weißt du, wieviel Geld es für Roma gibt, die arbeitslos sind? 70 Euro im Monat. Davon muß eine dreiköpfige Familie leben.

Gibt es eine Menschenrechtsorganisation, die sich mit der dramatischen Situation der Roma in der Slowakei beschäftigt?

Maja Repaska: Ich kenne nur einen ganz kleinen Verein, aber der befindet sich in schrecklicher Geldnot. Sie arbeiten mit dem Verein Zebra zusammen und interessieren sich nur für manche der Themen.

Kamil Polak: Sie bieten allerdings auch keine zufriedenstellenden Lösungen an, und ihre Kritik ist nicht ausreichend. Wir haben einen Zuwachs an jungen, intellektuellen, studierten Roma. Sie könn-

ten zwar das Wort ergreifen, aber im Moment ist die Uneinigkeit das Problem. Sie haben kein Geld, und wenn sie es ganz nach oben schaffen, erwartet man von ihnen, daß sie ihre Identität verleugnen.

Was macht ihr konkret?

Maja Repaska: Wir haben in der Ostslowakei eine Gruppe für Romakinder gegründet. Eine offiziell angemeldete Organisation. Wir lehren sie tanzen, singen und ein bißchen Theater spielen. Die Kinder sind sehr begeistert. Aber von Anfang an waren wir ein Störfaktor. Wir brauchten einen Raum. Der erste, an den wir uns gewendet haben, war der Bürgermeister, und danach die Schuldirektorin. Es gibt genügend freie Häuser. Sie sind unbenutzt, es passiert nichts dort. Eines dieser Häuser gehört dem Gesundheitsministerium. Wir haben um die Benützung dieses Gebäudes angesucht. Sie haben es uns für eine sehr hohe Summe zum Kauf angeboten. Niemand von uns konnte sich das leisten. Danach haben wir die Direktorin der Grundschule gefragt, ob sie uns einen Raum zur Verfügung stellen könnte. Den Turnsaal oder irgendeine Klasse. Weißt du, wem sie den Vorrang gab? Einer Gruppe von 28jährigen Typen, die dort Basketball spielen wollten und gar nichts mit der Grundschule zu tun haben. Diese Schule wird von 50 Prozent Roma und von 50 Prozent slowakischen Kindern besucht. Die Direktorin beschwert sich ständig, daß die Romakinder keine Hefte und Bleistifte haben. Nicht daß sie froh darüber wäre, daß sich die Kinder nicht auf der Straße herumtreiben. Sie ging sogar noch weiter: Kindern, die kein Lineal, keinen Zirkel und keine Bleistifte besitzen, verbot sie, an unserer Gruppe teilzunehmen. Sie versuchte die Kinder gegen uns aufzuhetzen. Wir haben den Kontakt zu ihr abgebrochen. Mein Schwager hat sie noch als Rassistin beschimpft, und das war's. Ich habe ihr natürlich auch meine Meinung gesagt. Damals ist eine Frau ins Dorf gekommen, die in einer Organisation arbeitete.

Welche Organisation war das?

Stano Ziga: Eine holländische Organisation, die Gelder zur Erhaltung der Romakultur bereitstellte. Gleich waren ein paar weiße Slowaken da. Sie argumentierten damit, was für gute Dinge sie für die Roma tun wollten. Sie machten es sehr schlaue. Sie suchten sich einen Rom aus, dem sie geholfen haben. Das restliche Geld, das für die Roma gedacht war, teilte der Bürgermeister unter Fußball- und Fischervereinen auf, die nichts mit den Roma zu tun haben. Sie alle nehmen Gelder, die zwar für die Roma bestimmt sind, die wir aber nie zu Gesicht bekommen. Als eine Kommission gekommen ist, um die Situation zu prüfen, wurde eine Veranstaltung organisiert, bei der sie sich mit den Roma über deren Situation unterhalten wollte. Wir haben dort zufällig einen Auftritt gehabt. Mit Entsetzen stellten wir fest, daß bei dieser Veranstaltung kein einziger Rom/keine Romni anwesend war. Es waren dort nur Bürgermeister anwesend, die für die Roma Geld kassiert hatten. Einer von ihnen war vor Jahren für einen Skandal verantwortlich. Er hatte ein Gesetz in seiner Ortschaft eingeführt, demzufolge es keinem Rom/keiner Romni erlaubt war, sich nach 22 Uhr auf der Straße aufzuhalten. Wenn es doch der Fall war, hat die Polizei diese Person sofort verhaftet.

Maja Repaska: Und dieser Mann arbeitet jetzt mit den Geldern, die für die Roma bestimmt sind. Er gewinnt eine Wahl nach der anderen und das seit Jahren.

Wie sollte die richtige Unterstützung von seiten der Österreicher aussehen?

Kamil Polak: Ich weiß genau, was ich mir von Österreich erwarte. Ein so nah benachbarter Staat sollte den Roma politisches oder wirtschaftliches Asyl gewähren. Damit würde Österreich bestätigen, daß in der Slowakei etwas nicht in Ordnung ist. Die Slowakei muß dazu gezwungen werden, etwas gegen diese Mißstände zu tun. Denn wenn man nur eine Beobachtungskommission hinschickt, sind die Slowaken fähig, die Wiese grün zu streichen, um zu zeigen, daß alles in Ordnung ist. Es ist aber nichts in Ordnung.

Gebt mir ein paar Beispiele für den Rassismus, dem ihr ausgesetzt seid.

Maja Repaska: Ein klassisches Beispiel: Wir hatten einen Auftritt, bei dem wir großen Erfolg hatten. Die slowakischen Veranstalter holten uns von der Bühne, weil wir erfolgreicher als die anderen waren.

Stano Ziga: Ich war bei einem Arzt, der mich nicht angreifen wollte. Er wollte mich nicht behandeln, bis ich ausgera-

stet bin. Ich fragte ihn, ob er mich ins Grab bringen will. Endlich hat er mir dann eine Injektion verpaßt. Ich durfte mich aber nicht auf das Behandlungsbett legen, damit ich es nicht beschmutze.

Maja Repaska: Als ich auf der Entbindungsstation war, das war kein Krankenhaus, sondern eine Fleischhauerei. Ein langer Gang mit vier Zimmern, eines für Romnia und die anderen für Gadschefrauen. Wir hatten getrennte Toiletten, und wir durften nicht außerhalb des Zimmers essen, obwohl es einen eigenen Speisesaal gab. Getrennte Toiletten, getrennte Kirchen, getrennte Schulen.

Das ist Apartheid!

Stano Ziga: Am süßesten sind die kleinen Kinder. Du triffst ein zweijähriges Gadschokind. Es kann zwar noch nicht „Mama, ich will pipi“ sagen, aber es kann schon Neger und Zigeuner sagen, schön oder? Als ich einmal einkaufen war, hat man mir erklärt, daß mein Geld nicht das gleiche ist wie das der Slowaken.

Kamil Polak: Mir ist es mindestens 15 Mal passiert, daß ich aufgrund meiner Hautfarbe nicht in Bars reingelassen wurde. Kein Zutritt für Roma.

Stano Ziga: Ich hab noch gar nicht von den toten Roma gesprochen, die von slowakischen Rassistin getötet wurden. Den jungen Mario Goral aus Ziar nad Hronom z. B., den sie zuerst mit Benzin übergossen und dann angezündet haben. In einem anderen Fall stürmten Skinheads das Haus einer Familie und haben alle umgebracht. Die meisten der Skinheads sind Kinder von Ärzten und Richtern. Ich persönlich wurde mindestens viermal zusammengeschlagen. Einmal zertrümmerten sie eine Bierflasche auf meinem Kopf. Maja, meine Frau, hat mich nach Hause geschleppt. Das Ganze fängt schon in der Straßenbahn an. Wir hatten schon einmal eine Schlägerei in der Straßenbahn. Meine größte Angst ist, daß unsere kleine Tochter einmal mit dabei sein könnte, und auch sie daran glauben müßte. Die Skins würden sie hemmungslos erschlagen.

Kamil Polak: Es gibt Atteste von Ärzten, Anzeigen bei der Polizei, und trotzdem passiert nichts. Was willst du machen, wenn die Polizei jedesmal behauptet, daß du sie provoziert hast.

Stano Ziga: Vor kurzem ist in der Slowakei folgendes passiert: Ein 60jähriger Mann kam in ein Romadorf und erschoss einen Mann, seine Frau und ihre zwei kleinen Kinder. Ein 60jähriger Mann! Ein

Kind war noch ein Säugling. Das Fernsehen brachte es wie einen großen Spaß, weil ein Rom, der bei der Sache dabei war, so geschockt war, daß er sich vor der Kamera die Pulsadern aufgeschnitten hat. Das einzige, was sie im Fernsehen gezeigt haben, war eben dieser Mann. Die restliche Geschichte haben sie unter den Tisch gekehrt. Dem Täter gelang die Flucht. Das ist kein Rassismus, oder? Und was ist mit der Familie Balaz, bei der Skins das Haus gestürmt und vor den Augen der Kinder die Mutter erschlagen haben?



Probenfotos von „cirvo“

Kamil Polak: Wenn ein Slowake eine Romafamilie ausrottet, wird im nachhinein darüber diskutiert, ob es rassistische Motive gab, oder ob nicht vielleicht die Roma selbst daran schuld waren, weil sie provoziert haben. Als die Skinheads Mario Goral verbrannt haben, kam die ganze Regierung, und sie gaben der Mutter 60.000 Kronen (1454 Euro), damit sie nichts weiter unternimmt.

Zuza Rasiova: Neulich haben die Skinheads einen kleinen Jungen erschlagen. Es war den Medien nur einen ganz kleinen Artikel wert.

Kamil Polak: Ich möchte demnächst bei der österreichischen Regierung offiziell um politisches Asyl ansuchen. Solange die Slowakei die Lage der Roma und der Menschenrechte nicht in den Griff bekommt, bin ich aber gegen einen EU-Beitritt.



Fotos: roma.theater.exil

SCHAUPLATZ WIEN – BALKAN

von Isabelle Bene

Das Festival „kontext:europa“ gab auch heuer wieder einen faszinierenden Einblick in die zeitgenössische europäische Avantgarde und überraschte mit einem neuen, spannenden und vielseitigen Konzept.

Waren es die letzten beiden Male KünstlerInnen aus Ost- bzw. Nordeuropa, standen im heurigen Oktober junge Kunstschaffende und Ensembles aus Südosteuropa im Zentrum des Interesses. Den passenden thematischen Schwerpunkt bildete der Balkan. Unter dem Begriff „Pulverfaß Europas“ ist er nicht nur in den Köpfen vieler verankert, sondern auch mit zahlreichen Vorurteilen und Klischees behaftet.

Leben im Theater

Das Theater des Augenblicks (TdA), Organisator und künstlerischer Kooperationspartner, verwandelte zu diesem Zweck Bühne und Zuschauerraum in ein großes Wohnzimmer und das Foyer in eine Bibliothek. Unter dem Titel „inside world : private life spaces“ fungierte das TdA nicht nur als Treffpunkt, sondern auch als Ort für die „artist's & social portraits“ und sogar als Schlafraum für die FestivalteilnehmerInnen. Die Raumgestaltung, geprägt durch zahlreiche raffinierte Details, mußte täglich den jeweiligen Bedingungen angepaßt werden: Tische, die nachts als Betten fungierten; Kojen, bei Tag Ausstellungsfläche und in der Nacht Schlafplätze; Möbel und Ausstattung, teilweise auf Flohmärkten am Balkan erstanden, fanden sich zwischen Internetbildschirmen und Webcams; Pop-Art neben byzantinischer Ikonenmalerei – Kitsch neben Kunst und Tradition neben Moderne. Althergebrachte Klischees wurden reflektiert und gleichzeitig ein neuer Zugang zum Balkan und seinen BewohnerInnen ermöglicht.

Der zweite Schwerpunkt „outside worlds : life spaces“ war der bildenden und darstellenden Kunst sowie der Filmreihe „documents on the balcans“

gewidmet. Geschäfte, U-Bahnstationen und Bahnhöfe wurden zum Raum für Foto- und Videoinstallationen. In Hotels, Museen und Parkanlagen wurden Tanz, Theater, Multimediaevents und Installationskunst geboten. Ein umfassendes Programm, dessen einzelnen Punkte sich sogar zeitlich überschneiden. Das Publikum hatte die Qual der Wahl und mußte sich zumal im Dschungel des vielseitigen Angebots zurechtfinden, das man dank eines kostengünstigen Festivalpasses so richtig auskosten konnte.

Balkan als Vampir

„The Dracula Project – theoretical spectacle“ nannte sich die multimediale Performance jenes jungen Teams aus Belgrad, dessen Mitglieder sich aus verschiedenen wissenschaftlichen und künstlerischen Disziplinen zusammengefunden hatten. SchauspielerInnen, MusikwissenschaftlerInnen, Philosophen, ein Komponist und Regisseur erarbeiteten gemeinsam ein Konzept über die Dracula-Mythologie und den faszinierenden Schrecken des Vampirismus, der hier als Symbol des „Fremden“ mit dem Balkan in Verbindung gebracht wird. „Wie der Vampir – im politischen Sinne – kann der Balkan, je nach Bedarf, unsichtbar sein. Niemand kennt mit Sicherheit, wo er beginnt und wo er endet. Man denkt, daß der Balkan, wie die Vampire, eine Drohung für die ‚anderen‘ darstellt. Aber trotzdem ist er, wie der Vampir, immer sehr anziehend“, erklärt die Musiksoziologin Jelena Novak, die auch darauf hinweist, daß das Wort „Vampir“ aus dem Serbischen stammt.

Die Performance bestand aus drei Stationen: Film, Round Table und Theater. Die ungewöhnliche Location im Kaiserlichen Hofmobiliendepot, noch dazu zur mitternächtlichen Stunde, verlieh dem Ganzen ein besonderes Flair. Die Mitwirkenden erwiesen sich als junge Intellektuelle, die in einem perfekten Englisch ihre Reflexionen über den Vampirismus diskutierten, ohne dabei auf den Humor zu verzichten.

Ebenfalls aus der Bundesrepublik Jugoslawien stammt das *Omen Theater*, das sich für ihre Musikperformance „Ordo Virtum“ das Arcotel Wimberg aussuchte. Die ZuschauerInnen folgten dem Geschehen, das sich im Restaurant, in der Tiefgarage und in der Präsidentensuite abspielte. Es war zwar keine Erzählung einer klaren Handlung, dafür wurden aber umso stärker Gefühle transportiert. Ein seltenes Erlebnis,

bei dem man in Kauf nehmen mußte, daß man von den übrigen Hotelgästen kritisch begutachtet und sogar einmal als eine Sekte beschimpft wurde.

Zweigeteilte Welt eines Roms

Ebenfalls vertreten war das Roma-Theater *Pralipe* mit der Uraufführung „Kalea“. Das Stück erzählt die Geschichte und das Schicksal einer Roma-Familie, die auf engstem Raum zusammenwohnt. Da ist zumal die pflegebedürftige Großmutter, die mit ihrer Schwiegertochter im ständigen Streit liegt. Diese wiederum opfert sich für ihre Familie auf, sorgt für ein regelmäßiges Einkommen und wird obendrein von ihrem Mann betrogen. Kalea, Sonnenschein der Familie, hat eine wunderschöne Stimme und soll einmal als Sänger für die Familie sorgen. Er wiederum möchte studieren, doch welcher „Gadsche“ würde sich wohl von einem Roma-Arzt behandeln lassen. Diese gesellschaftliche Zweiteilung der Welt ist der Grundtenor des Stücks ebenso wie die Abhängigkeit jedes einzelnen vom anderen. Die Handlung mit ihren eher stereotypen Charakteren mag zwar einfach gestrickt sein – so waren es die impulsive Schauspielkunst und die zwischenmenschlichen Spannungen, welche die Inszenierung bestimmten. Gleichzeitig gilt es, das hier vermittelte Bild der Roma genauer zu hinterfragen.

„artist's portraits“

Last but not least gab es im Rahmen der „artist's portraits“ auch einen Kurzfilm über STIMME-Chefredakteur Hakan Gürses. Der Lebenslauf des in Istanbul geborenen, als junger Philosophiestudent nach Wien gekommenen Gürses ist bestimmt durch sein vielseitiges Talent: Kinderdarsteller in den Kostümfilmern seines Vaters, Dramaturg, Komponist und Musiker, Karikaturist, Universitätslektor und Journalist. Bei einem abschließenden Konzert stellte er seine neue musikalische Partnerin vor, die 21jährige SchauspielerIn, Sängerin und Cellistin Johanna Arrouas, die mit einer immens ausdrucksstarken Stimme und Bühnenpräsenz gesegnet ist.

Fazit: Ein Festival, das Kunst fern des etablierten Kulturbetriebs zeigte. Weit weg von der gewohnten Guckkastenbühne erlebt das Publikum neue künstlerische Ausdrucks- und Gestaltungsformen, die zur Reflektion und zum Dialog anregen.

Infos: www.kontext-europa.at

MARCO POLO WUNDERWELT

East meets West, und vice versa. Auf den Spuren des legendären Reisenden und kaufmännischen Abenteurers Marco Polo wächst eine Geographie der Geschichten, die von Warentausch aller Art handeln, sei es nun jener der Güter, der Waffen, des Wissens, der Ideen und Ideologie oder der Menschen.

Exotikbilder, Kolonialklischees, Globalisierungsszenarien und Tourismusphantasien zeichnen die Kartografie der Reise zur südostasiatischen Halbinsel, die schon immer Knotenpunkt und Drehscheibe des vielfältigen Handels zwischen West und Ost bildete. Und neben Gewürzhandel und Technologietransfer mutierte die Route in das ferne Asien zum Transportweg der Ware Sehnsucht.

„Marco Polo Wunderwelt“ ist eine Koproduktion des Schauspielhauses Wien mit *Theater ohne Grenzen*. Konzeption und Regie: Martina Winkel; Bühne und Kostüm: Marcel Keller; Komposition: Max Nagl; Live-Video & Mix: Airan Berg; Videoinstallation: Wong Hoy Cheong. Mit: Katrin Marie Bernet, Noorlinah Mohamad, Karen Tan und Matthias Lühn.

14. Jänner bis 23. Februar 2003
täglich außer Montag,
jeweils 20 Uhr
im Schauspielhaus
Porzellangasse 19, 1090 Wien
Tel.: (01) 31 70 101
www.schauspielhaus.at
red



Foto: N. Menges / Schauspielhaus

MANAGING GENDER & DIVERSITY FACHTAGUNG UND LEHRGANG AB FEBRUAR 2003

Aus einer globalisierten Welt verschwindet Homogenität zunehmend. Werte, Normen und Arbeitsstile verändern sich. Menschen unterschiedlicher ethnischer und sozialer Herkunft, unterschiedlichen Geschlechts und Lebensstils müssen zusammenarbeiten. Bisherige Ansätze, daraus entstehende Schwierigkeiten zu lösen, fokussierten eher darauf, wie eine gemeinsame Einheit herzustellen wäre.

„Managing Gender & Diversity“ hingegen zielt darauf ab, soziale Unterschiede in Geschlecht, Ethnie, Alter, Religion, Schicht oder Lebensstil wahrzunehmen und kreativ für eine gesellschaftliche und organisationale Weiterentwicklung in Richtung einer bewußten Heterogenität zu nutzen.

Das Ottakringer Konzept „Managing Gender & Diversity“ ist – bei grundsätzlicher Methodenvielfalt – wissenschaftlich an den Erkenntnissen der Systemtheorie orientiert. Es wendet sich vor al-

lem an PersonalentwicklerInnen, MitarbeiterInnen in Profit- und Non-Profitunternehmen sowie im öffentlichen Bereich, sowie an TrainerInnen, die Diversity-Kompetenz in ihrer Arbeit vermitteln wollen.

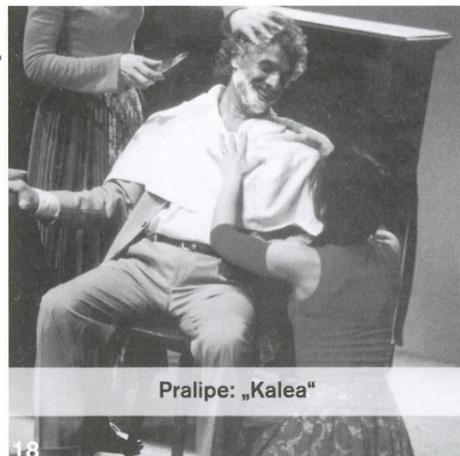
„Managing Gender & Diversity“ ist als Konzept und Praxis ein Angebot für Personen, die dem Wahrnehmen und Reflektieren, dem Bewußtmachen eigener Werte, Kommunikationsstile und handlungsleitender Annahmen Bedeutung beimessen, um daraus Möglichkeiten zum Rekonstruieren von „Spielregeln“ und von Handlungs- und Gestaltungsspielräumen im Umgang mit Vielfalt zu entwickeln.

Der Lehrgang ist eine berufsbegleitende curriculare Weiterbildung über 24 Tage; die Module sind:

1. Grundlagen-Workshop I: Systemisch denken & handeln
2. Trainingsmodul: Unterschiede – wahrnehmen, erkennen, kommunizieren

3. Grundlagen-Workshop II: Managing Gender & Diversity
4. Trainingsmodul: Organisationslaboratorium: Transkulturalität organisieren
5. Workshop: „Innovationsmanagement im Gender- & Diversity-Kontext“
6. Trainingsmodul: Management des Sozialen
7. Abschluß-Workshop: Zielerreichung – Reflexion – Transfer.

Fachtagung „Differenz als Ressource – Managing Gender & Diversity“: Freitag, 14. Februar 2003, 13.00 Uhr & Samstag, 15. Februar 2003, 14.30 Uhr. Mit: Stadträtin Renate Brauner, Dr. Iris Koall, Angelika Plett, Meinrad Winge, u. a.
Ort: Bockkeller, Gallitzingstr. 1, 1160 Wien
Information & Beratung:
492 08 83-23 oder
michaela.judy@vhs-ottakring.ac.at
hk



Pralipe: „Kalea“

stimme@chello.at
Ein E-Mail macht Sie zur Abonnentin der Stimme
Ein E-Mail macht Sie zum Abonnenten der Stimme
www.initiative.minderheiten.at

Sie können auch Mitglied der Initiative Minderheiten werden. Besuchen Sie unsere Website

EIN STEIN KOMMT INS ROLLEN

von Isabelle Bene

Das von der Szene Wien initiierte und organisierte Festival „Salam.Islam“, das vom 22 Oktober bis 19. November stattfand, gewährte einen überraschend vielfältigen Einblick in die islamischen Kulturen.



Mansur Bildik musizierte in der Szene Wien

„Nach dem 11. September 2001, dem Schock in den USA und in Europa, den Kämpfen in Afghanistan werden alte Klischees wiedererweckt, Feindbilder lebendig. Die undifferenzierte Sicht der Welt des Islams fördert falsche Emotionen und verhindert die Wahrnehmung einer komplexen Wirklichkeit“, so der Festivalinitiator Norbert Ehrlich. Schon der Blick ins Programmheft macht den weltweiten Umfang des Islam bewußt, der hierzulande meist auf den arabischen Raum reduziert wird. Wer hätte wohl Musik aus Afrika oder Indien erwartet? Norbert Ehrlich ruft ins Gedächtnis: „Die weltumspannende Bedeutung islamischer Kulturen reicht von den heute größten moslemischen Gemeinschaften in Indonesien und Pakistan über Mittelasien, den Mittleren und Nahen Osten, dem arabischen Kernland bis zu den afrikanischen Regionen entlang des Indischen Ozeans, über Ägypten und den Maghreb bis zu den Staaten an der westafrikanischen Küste. Minderheiten bekennen sich etwa in Nigeria oder Südafrika, auf einigen karibischen Inseln, in den USA und auf dem Balkan zum Islam, nicht zu vergessen die zahlreichen Einwanderer in Ländern wie England, Frankreich, Deutschland oder Österreich.“

Rap und Sufi-Klänge

Senegal mit 90 Prozent muslimischer Bevölkerung war bei dem Festival gleich zweimal vertreten. Der österreichische Jazzmusiker Werner Puntigam arbeitet seit einem Jahr mit senegalesischen Musikern zusammen. Unter dem Titel „Blow & Order: Afrody mix“ präsentierten die musikalischen Grenzgänger HipHop-Grooves und Rap, gemischt mit schrillen Bläusersoli. Besondere Aufmerksamkeit kam dem *Orchestra Baobab* zu, das in den 70er Jahren zu den beliebtesten afrikanischen Bands zählte. Nach 20jähriger Pause hat sich das Ensemble wieder vereinigt und prä-

sentierte in der Szene Wien sein aktuelles Album, einen gelungenen Mix aus kubanischem Salsa und traditioneller westafrikanischer Musik.

Entsprechend den weiten geographischen Distanzen sind die religiösen und kulturellen Unterschiede sehr groß. Ein gutes Beispiel dafür ist der Sufismus mit seinen mystischen Riten und Praktiken. Die Sufis verwenden Musik, Gesang und den so typischen Drehtanz, um ein ekstatisches Gotteserlebnis zu erfahren. Zur Festivaleröffnung brachten die „Tanzenden Derwische“ der Großen Moschee von Damaskus, vereinigt im Ensemble *Al Kindi*, ein Sufi-Zeremoniell dar.

Bei der Veranstaltung, die den türkischen Aleviten gewidmet war, übernahm Barbara Frischmuth, Autorin und Turkologin, den literarischen Part; sie vermittelte schon in den ersten Sätzen Wesentliches über diese Minderheit aus Anatolien: „Beim großen Aleviten-Fest, das im Oktober 1995 in der Wiener Kurhalle Oberlaa von etwa 4000 Menschen gefeiert wurde, waren zwei Transparente affiziert. Auf dem einen stand ‚Ein Volk, das seine Frauen nicht bildet, kann sich nicht entwickeln‘ und auf dem anderen ‚Wissenschaft ist eine Art Religionsausübung‘.“ Das Alevitentum beruht u. a. auf der Überlieferung des Glaubens auch durch Dichter und Musiker sowie durch den Tanz (Sema-Ritual). In der Szene Wien musizierte der in Österreich lebende Saz-Virtuose Mansur Bildik mit seiner international besetzten Musikgruppe. Ein Tanzensemble führte Teile aus dem Sema-Ritual vor, ein Rundtanz, der eine spirituelle Vereinigung zwischen Natur, Mensch und Gott anstrebt.

Sevdah, Rai, Diskussion

Weiter auf dem Programm stand „Sevdah – eine musikalisch-poetische Reise nach Bosnien“, konzipiert und moderiert von der Musikologin Ursula Hemetek. Aziza Mustafazadeh, die be-

gnadete Pianistin und Vokalistin aus Aserbeidschan, setzte traditionelle Melodien in Einklang mit Jazz und klassischer Musik. Burgtheaterschauspielerin Anne Bennent las die persische Liebesgeschichte von Leila und Madschnun. Ihre musikalischen Partner waren der Jazz-Musiker Otto Lechner, der marokkanische Sänger Kadero Ray und das *Viena Rai Orchester*, die Rai-Musik spielten, eine in Marokko und Algerien entstandene Mischung aus Folk und Afro-pop. Tobender Schlußapplaus galt Ali Akbar Khan, dem größte Sarod-Spieler Indiens, der zum Festivalfinale im Konzerthaus auftrat.

Der Diskussionsabend „Christentum und Islam – Chancen und Risiken im 21. Jahrhundert“ zeigte, wie stark Berührungssängste, Vorurteile aber auch Widersprüche das Miteinander beider Religionen bestimmen. So wurde etwa die Aussage Bischof Krenns, der Islam sei nicht die richtige Religion, in einem Atemzug mit dem Moschee-Besuch des Papstes in Damaskus erwähnt. Auf dem Podium vertreten waren der Rechtswissenschaftler Richard Potz, der Liturgiewissenschaftler Philipp Harnoncourt, Anas Schakfeh (Präsident der islamischen Glaubensgemeinschaft Österreich) sowie Liselotte Abid (ORF-Abteilung für Religion, Schwerpunkt Islam). Besonders Abid und Schakfeh mußten Rede und Antwort stehen über Themen wie Homosexualität, rechtliche Stellung der islamischen Frau, Scharia, Menschenrechte, Verbot des Kirchenbaus in manchen muslimischen Ländern etc. Schakfeh betonte: „Es gibt eine rückständige Bevölkerung, Krieg, Armut und Analphabetismus nicht wegen der Religion, sondern trotz Religion. Toleranz bedeutet, daß ich jemanden akzeptiere, wie er ist, und nicht meine Vorstellung von Toleranz oktroyiere, sondern mit ihm in Dialog trete“, erklärt Schakfeh. Ein Abend, der zeigte, wie stark Mißverständnisse und unreflektierte Meinungen beiderseits verankert sind. Historische Wunden wurden aufgerissen und gegenwärtige Vorwürfe laut ausgesprochen. Viele Fragen blieben offen und zahlreiche Themen nur angerissen.

Dennoch: Alle Veranstaltungen regten dazu an, sich mehr Wissen über den Islam anzueignen, sei es auf literarischer Basis oder im interkulturellen Dialog. Dieses Festival mit seinen 5000 BesucherInnen hat eine gute Ausgangsposition geschaffen, daß der „Stein der Toleranz“ weiter rollt.

AKTUELL AUCH NACH SCHWARZ-BLAUEM ANLASS

Alex Demirović und Manuela Bojadžijev (Hg.): *Konjunktoren des Rassismus*

Westfälisches Dampfboot: Münster 2002; 333 Seiten, € 24,80

Der Anlaß für die vorliegende Publikation liegt knapp zwei Jahre zurück. Die Bildung der Regierungskoalition zwischen der ÖVP und der FPÖ im Februar 2000 war nämlich – so die HerausgeberInnen – der unmittelbare Anstoß, sich im Rahmen einer Tagung mit den Stärken, Schwächen, Ergebnissen und künftigen Aufgaben kritischer Rassismusforschung zu befassen. Der von Alex Demirović und Manuela Bojadžijev herausgegebene und mit einer ausführlichen inhaltlichen Einleitung versehene Sammelband präsentiert Beiträge von 14 AutorInnen zu „Konjunktoren des Rassismus“ in Europa mit Fokus auf Deutschland, Italien und Österreich. Doch quer durch die meisten Beiträge zieht sich ein roter Faden, nämlich die Formierung der schwarz-blauen Regierung in Österreich.

Jede Buchpublikation, deren hauptsächlich „Anlaß“ auf aktuelle und vor allem auf unerwartete politische Entwicklungen zurückgeht, riskiert heutzutage, daß der Anlaß sehr bald weder aktuell noch überraschend ist: Kaum auf den Markt „geworfen“, gehören die Inhalte nicht selten bereits der Vergangenheit an. Diesem Risiko ist die vorliegende Publikation jedenfalls nicht ausgesetzt. Zwar existiert die schwarz-blaue Regierungskoalition (derzeit) nicht mehr; doch in Österreich wie europaweit bleibt freilich der Nährboden für rechtspopulistische und rechtsextreme Bewegungen weiterhin aufrecht – die Gründe dafür sind nachzulesen in *Konjunktoren des Rassismus*.

Der Sammelband ist in drei thematische Teile gegliedert: Rechtspopulismus, Rassismus, Anti-Rassismus. Die Beiträge sind in ihrer Schwerpunktsetzung und in ihrem Abstraktionsniveau recht unterschiedlich. In einigen Artikeln – wie etwa in jenem von Ursula Birl oder von Eva Kreisky – stehen die Artikulation und Europäisierung von Neoliberalismus und Rechtspopulismus sowie die Entwicklungen in Österreich und Deutschland im Mittelpunkt. Der Beitrag von Etienne Balibar, „Kultur und Identität“, ist hingegen auf einer weitaus abstrakteren Ebene angesiedelt. Balibar analysiert unter anderem – denn es allein gelingt knapp – die Artikulation von kulturellen und sexuellen Identitäten und stellt eine diskussionswürdige Hypothese über die Frauen als eine „ultraparadoxe Klasse“ auf, denen es allein gelingen könne, die „Logik des Interkulturalismus zu initiieren, wenn erst einmal der interne Ausschluß wieder in Frage gestellt wird“ (S. 154). Andere Beiträge – etwa von Nora Räthzel bzw. von Hans Pühretmayer – befassen sich mit der Frage des Antirassismus aus einem empirischen Blickwinkel und präsentieren Forschungsergebnisse. Pühretmayer greift im übrigen ein rezentes Phänomen auf, das ebenfalls mit der erstmaligen Formierung einer schwarz-blauen Koalition in Österreich eng zusammenhängt: die verstärkte Vernetzung und zunehmende Politisierung anti-rassistischer Initiativen.

Konjunktoren des Rassismus verdeutlicht somit nicht nur, daß kritische

UNTERWEGS IN DER GESCHICHTE ALS INDIVIDUUM

Dine Petrik: *Jenseits von Anatolien. Eine Reise ins Oströmische Reich*

Promedia Verlag: Wien 2002; 192 Seiten, € 17,90

Geschichte wird von den Siegern geschrieben, Literatur von den Besiegten, heißt es sprichwortartig verkürzt. Dine Petrik schreibt daher in einer Mischform von Sachbuch und Fiktion, um ein wenig die politische Situation der Kurden darzustellen. Das Buch ist hochaktuell, geht es doch demnächst darum, der Türkei reinen Wein einzuschwenken, was ihre EU-Ambitionen betrifft.

Die Gedankengänge sind assoziativ und frei angelegt. In kleinen Kapiteln von der Länge eines Zeitungsartikels kommen verschiedene Aspekte der Themen Geschichte, Minderheit, Unterdrückung, Überleben zur Sprache. Das Buch weist mindestens drei Ebenen auf. Einmal sind es Reisen der Autorin in das Gebiet der

heutigen Türkei, zum zweiten handelt es sich um historische Einschübe mit Jahreszahlen, Schlachten und kulturellen Strategien, und zum dritten sind Interviews von Betroffenen aus der gegenwärtigen Geschichte eingefügt. Das sprunghafte Wechseln von einer Ebene in die andere verlangt vielleicht ein paar Momente der Gewöhnung, aber dann tut sich durch den Mix an großer cineastischer Geschichtsschreibung und individuell geformter Erlebnischronik eine einzigartige Welt auf.

Da einerseits anonyme Kräfte angesprochen werden und andererseits individuelle Schicksale, kommt trotz genauer Analysen doch so etwas wie ein historischer Fatalismus zum Vorschein. Die



Rassismustheorien und -analysen auf einem breiten und differenzierten Spektrum angesiedelt sind. Da und dort werden auch Thesen formuliert, die anti-rassistisch Gesinnte zu Recht zum Nachdenken über die eigenen Standpunkte und Praktiken auffordern. So etwa, wenn es im Vorwort der HerausgeberInnen heißt, daß in der bürgerlichen Gesellschaftsformation nicht nur der Rassismus, sondern auch dessen Kritik, Analyse und Bekämpfung Tradition haben und daß „die demokratischen und linken Kräfte eben immer Teil des gesellschaftlichen Kräfteverhältnisses sind“ (S. 22). Wer sich also nicht nur für differenzierte Annäherungen an das Dreieck Rassismus-Rechtspopulismus-Antirassismus, sondern zugleich für die Zusammenhänge zwischen Macht und Widerstand interessiert, der/dem sei die vorliegende Publikation wärmstens empfohlen.

Dilek Çınar

ORDNUNGEN DES GESCHLECHTS

Polymorph (Hg.): (K)ein Geschlecht oder viele?

Transgender in politischer Perspektive

Querverlag: Berlin 2002; 263 Seiten, € 15,50

Die Annäherung an die komplexe Ausgangsfrage „(K)ein Geschlecht oder viele?“ vollzieht sich im gleichnamigen kürzlich erschienenen Sammelband aus verschiedenen Richtungen: So befaßt sich etwa ein Teil der Beiträge mit der politischen Dimension von „transgender“ – verstanden als Überbegriff für all jene, die den heteronormativen Kategorien von „Mann“ und „Frau“ nicht entsprechen können oder wollen – und der daran anschließenden Frage nach dem Potential hinsichtlich der Destabilisierung von Zweigeschlechtlichkeit. Doch die „queere“ Kritik an bestehenden Normen bildet, wie gesagt, nur eine von vielen spannenden Facetten der Auseinandersetzung mit der Kategorie Geschlecht und deren Überschreitung(en).

So werden von den einzelnen Autorinnen auch Praktiken der Medien, des Rechts und der Medizin im Hinblick auf deren Beitrag zur Absicherung der zweigeschlechtlichen Ordnung kritisch unter die Lupe genommen. Welche zentrale Rolle ihnen dabei zukommt, wird vor

allem in der differenzierten Auseinandersetzung mit Trans- und Intersexualität deutlich: Beide Bereiche werden von einem medizinisch und rechtlich dominierten „Echtheitsdiskurs“ reguliert, der keine „Uneindeutigkeiten“ im Bereich des Geschlechtlichen zuläßt. Die aus der damit verbundenen Verteilung von (medizinischen) Ressourcen resultierenden, verbitterten Kämpfe um Identitätskategorien innerhalb der „Community“ werden dabei ebenso behandelt wie die Schnittstellen von „Rasse“ und Geschlecht.

Auch die Brücke zwischen Theorie und Praxis, die leider nur wenige Publikationen zu schlagen imstande sind, enthält uns *(K)ein Geschlecht oder Viele?* nicht vor: Einerseits zieren Photographien von Del LaGrace Volcano, einem der wichtigsten Protagonisten der transgender-Szene und selbsternannten „Gender-Terroristen“, die Mitte des Buches. Andererseits finden sich neben schon erwähnten hoch- und weniger theoretischen Darstellungen auch drei



Interviewpassagen, die aufschlußreiche und bewegende Einblicke in Lebenssituationen und Strategien von Menschen gewähren, die „zwischen die Stühle gefallen“ sind.

Sehr empfehlenswert für alle, die an einer Auseinandersetzung mit der Kategorie Geschlecht interessiert sind – und wer ist das nicht?

Sushila Mesquita

„IMMER EINE NASENLÄNGE VOR HERRN HITLER“

Christian Klösch & Regina Thumser: „From Vienna“

Exilkabarett in New York 1938 bis 1950

Picus Verlag: Wien 2002; 176 Seiten, € 26,90

Manchmal geschehen auch in nicht gerade rosigen Zeiten kleine Wunder. Eines davon ist der von den HistorikerInnen Christian Klösch und Regina Thumser herausgegebene Band „From Vienna“, der sich auf die Spuren des jüdisch-österreichischen Exilkabarett in den Jahren 1938 bis 1950 heftet, das nach Flucht vor

den und/oder Vertreibung durch die Nazis in New York eine kleine Heimat fand. Während die heimische Kabarettzene vor 1938 und nach 1945 einigermaßen dokumentiert ist, wurde mit dem vorliegenden Band nun eine Lücke geschlossen. Ermöglicht wurde dies durch den Umstand, daß die Schauspielerin Trude Berg 1998 einen Teil des Nachlasses ihres Mannes, des Autors, Musikers und Kabarettisten Jimmy Berg, der Österreichischen Exilbibliothek im Literaturhaus Wien übergab. Bei Forschungsaufenthalten in New York trieben Klösch und Thumser weiteres wertvolles Material auf; Bilder, Plakate, Programmzettel etc.

Die Lage der KünstlerInnen, die nach riskanter Flucht (der Kabarettist Eugen Hoffmann: „Immer eine Nasenlänge vor Herrn Hitler“) endlich einen sicheren Hafen gefunden hatten, war nicht einfach. Eine der wichtigsten Funktionen des Kabarett, die kritische Zeit- und Ortsgenossenschaft, konnte nicht im vollen Umfang erfüllt werden: teils wegen der noch fremden Sprache, teils schlicht aus Dankbarkeit für die rettende Aufnahme. Als Zielpublikum standen anfangs nur andere

ExilantInnen bereit, und so herrschte oft der nostalgische Rückblick auf ein idyllisiertes „Alt-Wien“, das noch nicht von braunen Horden kontrolliert wurde. Und so wurde aus dem „kleinen Café in Hernalds“ ein „Small Cafe near Central Park West“: „Die Waiter, die kommen gemütlich gelatscht / Ihr English, das klingt zwar ein bisserl verhatscht / They are from Vienna, genau wie die Gäst / in a small Cafe near Central Park West.“

Es sind nicht nur die bekannten Namen wie Leon Askin, Armin und Jimmy Berg, Karl Farkas, Victor Gruen oder Hermann Leopoldi, die hier auftauchen, sondern auch hunderte Personen, die teilweise in Vergessenheit gerieten, weil sie bald andere Berufe ergriffen oder alle Brücken zu ihrer Herkunft abbrachen – und die doch erst in ihrer Gesamtheit durch ihr Wirken für die Mitflüchtlinge zum „Überlebensmittel“ wurden. Christian Klösch und Regina Thumser haben ihnen mit diesem empfehlenswerten Band, mit den informativen Texten und rund 250 Abbildungen ein kleines Denkmal gesetzt.

ed

IM DEZEMBER 2002

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn die Novembernebel wallen und der Dezemberfrost umgeht, zwei Drittel der Parteigenossen oder zumindest der Wähler zum Feind übergelaufen sind und bei uns eigentlich niemand weiß, was wir in der Zukunft machen sollen – nur daß wir wieder in die Regierung müssen, davon sind unsere Minister überzeugt. Auch wenn wieder der Grasser drinsitzt und blöd lachen wird, wenn sie bei ihm zu Budgetverhandlungen für ihr Ressort antanzen werden. Und die Kuckucksuhr in Klagenfurt, wo der Chef aus dem Häuschen herauskommt und zwischen „Bin wieder da“ und „Bin schon weg“ die Uhrzeit ansagt, ist auf die Dauer auch schon ein wenig langweilig.

Eigentlich hab' ich gehofft, daß die Partei nach dem Wahldesaster an Haupt und Gliedern reformiert wird, aber die verbliebene Kraft hat nur für die Glieder gereicht. Am 8. Dezember ist wieder einmal ein neuer Obmann gewählt worden: der Herbert Haupt. Das ist durchaus zu begrüßen, denn als Tierarzt kann er vielleicht wirklich am besten die Schwachstellen unserer Bewegung bekämpfen, in die sich zu Erfolgszeiten ja Trichinen und Schmarotzer eingemischt haben, die dann als Ratten das sinkende Schiff verlassen. Wir nicht! Unsere Karriere heißt Treue, wie das der niederösterreichische Kamerad Windholz einmal so ähnlich formuliert hat.

Wenigstens ist der Gugerbauer als Obmann verhindert worden. Das wär' eine echte Katastrophe gewesen, keiner hätte sich mehr am Stammtisch ausgekannt in der politischen Diskussion, ob eine Aussage nun vom Gugerbauer oder vom Gusenbauer kommt, und wenn die Schwarzen noch einen Gutenbauer und die Grünen einen Gurkenbauer aus dem Fundus hervorgezaubert hätten, wär' die Bevölkerung überhaupt heillos überfordert gewesen.

Ich persönlich kann ja mit dem neuen Parteiobmann gut leben, er erinnert mich immer an einen etwas drolligen Onkel aus meiner Kindheit. Und der Onkel Herbert erweckt mit seiner Art nicht den Eindruck, gescheiter sein zu wollen als seine Wähler. Wenn er „Ich sage in aller Klarheit!“ sagt und dann viele Minuten unverständliches Zeug daherschwurbelt, kann man ruhig ein kleines Nickerchen machen, ohne etwas zu versäumen. Das war bei seiner Vorgängerin, der untreuen Chef-Sekretärin, ganz anders – die hat so schnell dahergeredet wie ein Maschi-

nengewehr, und verstanden hat auch niemand, was sie meint. Und der Onkel Herbert hat wenigstens keinen Ehemann, der beim Stronach in unklaren Verhältnissen abkassieren kann.

Jedenfalls hat der Onkel Herbert nach seiner Wahl auf dem Salzburger Parteitag als Glücksbringer einen Stoffhund, einen Stoffbär und eine Stoffeule erhalten. Da hat der Genosse Rotlauf, der nach der Wahl auch nicht gerade lustig in die Welt geschaut hat, im Wirtshaus natürlich sofort wieder gestänkert: Die Stoffeule sei von der Riess-Passer übriggeblieben, der Bär soll ihn an den Chef im Bärenthal erinnern und der Hund an die Treue zu diesem. Na hätten wir ihm ein Stoffschwein schenken sollen?

Apropos Schwein: Irgendwie haben wir ja Schwein gehabt, daß wir bei der Wahl noch mit Ach und Krach zweistellig und Dritter geworden sind. Fast ein Wunder, denn zum Schluß hab' ich mich selbst nicht mehr ausgekannt, wo ich hingehöre: zu den Knittelfeldern, den Anti-Knittelfeldern oder zu den Anti-Anti-Knittelfeldern. Manchmal hat man ja geglaubt, wenn man zu einem Parteitreffen geht, daß vor dem Lokal ein glatter Kamerad stehen wird, der jeden Besucher nach Waffen untersucht, und die Wirte haben sicher eine Bierkrügel- und Aschenbecherversicherung abgeschlossen.

Und der Wahlkampf war auch für den Hugo. Die Plakate etwa waren ein Wahnsinn. Wochenlang hat der Reichhold von der Wand versichert, daß sein Handschlag zählt, und dabei ist er schon in Kärnten im Sauerstoffzelt gelegen. Dann haben fünf Leute vom Plakat gelächelt: der Onkel Herbert, der Prinzhorn, der Chef, dann einer, den ich nicht kenne, und dann die Magda Bleckmann mit einer Frisur, anhand derer ich Passanten erklären kann, wie ein Medusenhaupt aussieht. Hat gerade noch der Ewald Stadler drauf gefeilt.

Nach der Wahl ist es erst richtig losgegangen: mit dem Schluß!-Aus!-Ausschluß-Spiel, bei dem reihum blaue Briefe verschickt worden sind. Angeblich sollen Dutzende in der Parteizentrale angerufen haben, mit der Bitte um auch einen, weil sie sonst das Gefühl hätten, in der Bewegung keine große Nummer mehr zu sein.

Vor allem aber: Wo ist der Chef, und was macht er? Nicht einmal beim Salzburger Parteitag war er, obwohl angeblich eh ein Hubschrauber in Klagenfurt bereitgestanden ist. Wenigstens sein Double hätte er schicken können, wenn



er schon wieder einen Boxenstop im Irak macht. Oder ist er im Bärenthal verschollen? Oder weint er sich die Augen aus, weil der Westenthaler angedroht hat, ein pikantes Buch zu veröffentlichen? Macht er Urlaub in Jesolo? Ist er in der Karibik auf einem Woodoo-Kurs, um sich daheim mit 50 Nadeln einem Schlüsselbild zu nähern? Keiner kennt sich mehr aus! Und gerade jetzt würden wir den Chef brauchen, wo selbst die Treuesten wankelmütig werden: Kamerad Brauntresch, früher dem Chef mindestens so ergeben wie der Erwald Stadler, läuft bei der Kälte lieber frierend durch die Gegend als mit seinem blauen Schal, den er vor einem Jahr sogar im Sommer getragen hat.

Und darum, weil ja bald Weihnachten ist, eine Bitte ans Christkind: Jörg, der du aus kleinen Leuten große Menschen gemacht hast, der du uns von Erfolg zu Erfolg geführt hast, der du enttäuscht bist von Kleinmut und Tollpatschigkeit deiner Apostel und Nachfolger, Jörg, erhöhe uns! Komm heraus aus deinem Schmollwinkel und stänke wie gehabt, auf daß es uns wohl ergehe auf Erden. Der Onkel Herbert wird dir sicher wieder Platz machen. Und schenke uns bitte wieder einen Außenfeind, sonst gehen wir uns weiterhin gegenseitig an die Gurgel. Denn die Zeit bis zu deinem Aschermittwochs-Auftritt ist uns eindeutig zu lang!



Erscheinungsort Innsbruck
Verlagspostamt A-6020 Innsbruck

P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben/Stimme-Nr.: 45

Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt

Zul.-Nr.: GZ 02Z031717 S

Rücksendeadresse:

Initiative Minderheiten
Gumpendorferstraße 15/13
A-1060 Wien



WIENER INTEGRATIONSFONDS



STADTPLANUNG WIEN



Gefördert aus Mitteln der
Volksgruppenförderung



Bureau de poste
A-9020 Klagenfurt
(Autriche)
Taxe perçue – Envoi à taxe réduite